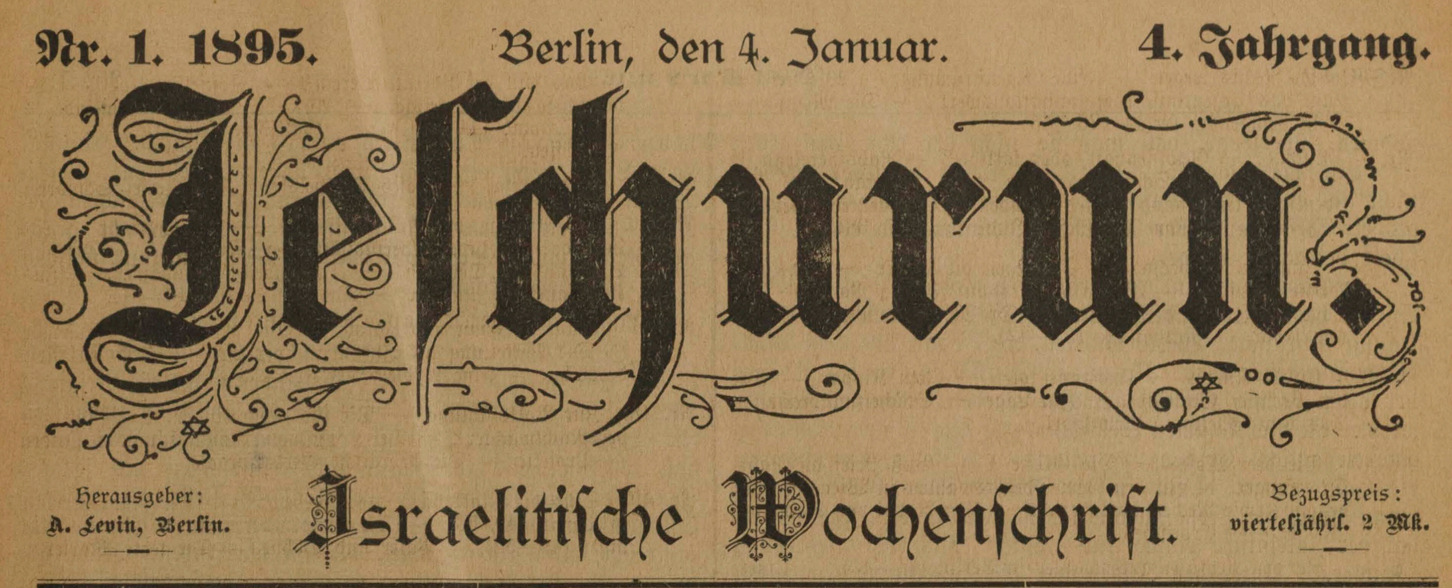
Nr. 1. 1895. Berlin, den 4. Januar. **4. Jahrgang.**



Herausgeber: **A. Levin, Berlin.**

Israelitische Wochenschrift.

Bezugspreis: **vierteljährl. 2 Mk.**

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expedition oder den Buchhandel.

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Eine alte Firma.

In der Kaufmannswelt ist diese Firma weniger bekannt; destomehr accreditiert ist sie in Gelehrtenkreisen. Sie heißt: Jsachar und Sebulun*) und ist in den Registern der jüdischen Weisen seit Jahrhunderten protokolliert.

Der erste, Jsachar, ist ein Mann des Geistes, der Idee, der Forschung, der Wissenschaft. Er lebt in seinem Heim, hängt seinen Gedanken nach, beobachtet den Himmel, forscht auf und in der Erde, durchsucht Archive, um die Vergangenheit zu erfahren, die Gegenwart zu erklären, die Zukunft zu beleuchten und hält sich fern vom Getriebe und Gedränge des geräuschvollen Verkehrs.

Der zweite, Sebulun, ist ein Mann des praktischen, werkthätigen, gewinnsuchenden Lebens. Er knüpft Handelsverbindungen an mit fremden Reichen und überseeischen Gebieten, sendet reichbeladene Schiffe aus, und läßt sie mit fremdländischer Fracht versehen in die heimischen Hafen zurückkehren.

Der Vertrag zwischen diesen beiden Associés ist ein ganz eigentümlicher. Jsachar erwirbt absolut nichts, nicht eine Mark, und doch wird er von der bangen Sorge nicht umlagert. Denn sein Kompagnon versieht ihn reichlich mit allem nötigen und verschafft ihm Muße, um den Studien sich zu ergeben, Forschungen anzustellen, Beobachtungen zu machen, Experimente auszuführen, Vorträge zu halten und Bücher zu schreiben.

Sebulun ist unter Warenballen und Schiffsladungen heimisch, mustert Natur-, Kunst- und Industrieprodukte, beschäftigt sich blos mit seinen Büchern in Folio, welche Soll und Haben verzeichnen, schreibt keine gelehrten Abhandlungen über Sonnenflecken, Mondfinsternisse und Kometen, sondern blos Briefe an seine Geschäftsfreunde. Und doch leben diese beiden Associés in der schönsten Harmonie! Jsachar rechnet es seinem handeltreibenden Kompagnon hoch an, daß er eigentlich es ist, durch dessen materielle Hilfe und Teilnahme die Wissenschaft vermehrt und der Fortschritt des Geistes gefördert wird und alle jene Männer, welche Jünger, Genossen und Freunde Jsachars sind, rühmen die Munifizenz Sebuluns und betrachten ihn als wirklichen Teilhaber an den Resultaten der Wissenschaft und als wahrhaften Kompagnon an den immer reicher hervortretenden Evolutionen des Geistes. Wenn es möglich wäre, so würden sie jeden neu entdeckten Stern „Sebulun" nennen, oder wenn es schicklich wäre, so würden sie alle Namen der Handelsschiffe Sebuluns in den Himmel versetzen.

Sebulun empfindet die freudigste Genugthuung und fühlt sich reichlich belohnt, daß er durch die materiellen Mittel, die er Jsachar freigebig zur Verfügung stellt, dem menschlichen Geiste den Weg zur Erkenntnis in der Natur wie in der Geschichte bahnt und ihn mit unblutigen Waffen ausrüstet, um die glänzendsten Triumphe auf dem Gebiete der Einsicht und der Vernunft zu feiern.

Diese alte Firma prosperierte Jahrhunderte lang unter den Bekennern des Judentums. Die reichen und begüterten Söhne des jüdischen Stammes hielten es für ihre Pflicht, die Männer der Thora, der Wissenschaft, des geistigen Schaffens und Produzierens zu unterstützen und sie mit Geld zu versehen, damit sie die Werke des Geistes drucken und veröffentlichen könnten. Die gelehrten Schriftkundigen, die forschenden, dichtenden, lehrenden und schreibenden Söhne des Judentums konnten den geistigen Arbeiten alle ihre Kräfte

---

*) Für unsre Leser aus dem „Laien"-Stande fügen wir die Erklärung hinzu, daß in der Deutung zweier Sätze aus dem Schriftabschnitte der kommenden Woche (I. B. M. Kap. 49, 13—14) in Verbindung mit dem Abschiedssegen Moses (V. B. M. Kap. 33, 18), der Stamm Sebulun als ein handeltreibender und Jsachar als der Stamm der Wissenschaft bezeichnet wird. In ihrer sinnigen Weise schildern unsere Alten das Verhältnis der beiden Stämme zu einander als eine Art Kompagniegeschäft: Sebulun versorgte Jsachar mit materiellen Gütern, auf daß dieser dem idealen Erwerb obliegen könne. Es ist, wie man sieht und wie gesagt, eine alte Firma, die man heute kaum dem Namen nach kennt. Red.

widmen, überzeugt, daß man sie nicht der Not preisgeben und daß man die Subsidien, die ihnen bewilligt werden, nicht als einen Bettelpfennig, sondern als eine Ehrengabe, als ein Opfer auf dem Altar der Religion und der Wissenschaft betrachten werde.

In slavischen Ländern giebt es heute noch eine stattliche Anzahl begüterter Juden, welche große Summen der Drucklegung hebräischer Werke widmen, was dann auf dem Titelblatte angegeben wird. Bei uns in Deutschland ist der Konnex der alten Firma ziemlich gelockert worden. Immer seltener werden die Nachkommen Sebuluns, die den Jüngern Isachars eine behagliche Existenz vermitteln und ihnen freigebig an die Hand gehen, damit sie die Früchte ihres Geistes jedermann durch die Presse zugänglich machen können. Bekanntlich hat der lateinische Name für „Buch" auch die Bedeutung „Kinder." Unter den Juden war die Anschauung verbreitet, daß derjenige, der kinderlos ist, ein Buch verfasse, oder ein von einem fremden Autor geschriebenes drucken lasse, damit sein Name verewigt werde. In unserer Zeit giebt es wohl Israeliten, welche Bücher verfassen, um die ihnen fehlenden Kinder zu ersetzen, oft so zahlreich, als wollten sie eine sehr große Familie repräsentieren, allein sehr rar sind die Männer, welche einen Autor unterstützen, um Anteil an einem geistigen Kinde zu erlangen.

Ueberhaupt ist es trotz aller mit Recht gerühmten Wohlthätigkeit und Freigebigkeit der Juden eine höchst seltene Erscheinung, daß ein sehr reicher Sohn Israels bedeutende Summen zu wissenschaftlichen Zwecken widmet, bei seinem Leben wissenschaftliche Aufgaben mit großartiger Munifizenz bedenkt, der in seinem Testamente wissenschaftliche Institute errichtet oder bereits bestehenden als hochherziger Mäcen sich erweist. Sollte nicht auch hierin eine Wandlung eintreten; sollte man nicht der alten Firma von neuem Kredit verschaffen?

Ein Ruck nach rechts in Amerika.

d. New-Orleans, 5. Dezember.

In der Rotunda des Hotel Royal traten gestern vormittag die Delegierten des „Verbandes amerikanisch-israelitischer Gemeinden" zu ihrem Konvent zusammen. Die Beteiligung ist eine ungewöhnlich starke und nach dem lebhaften Interesse zu schließen, welches den Verhandlungen schon am ersten Tage entgegengebracht wurde, verspricht der diesjährige Konvent, der vierzehnte seit Gründung des Verbandes, auch höchst ersprießliche Ergebnisse zu zeitigen. — Der Vorsitzende begrüßte die Delegierten und hob die edlen Ziele des Verbndes hervor. Er kam alsdann in gedrängter Kürze auf die Geschichte des Verbandes zu sprechen und wies auf den rühmlichen Anteil hin, welchen die „Union of American Hebrew Congregations" an der Beschützung der vertriebenen russischen Juden genommen, denen sie auf jede mögliche Weise ihr trauriges Los zu erleichtern gesucht habe. Zu den Fonds des Verbandes steuerte jetzt schon eine erkleckliche Anzahl bei; im verflossenen Jahre seien rund Dlr. 50 000 gezeichnet worden.

Doch aus den Verhandlungen kann Ihre Leser nur eines interssieren, die Rede des Herrn Leo N. Levy aus Golveston, denn diese bedeutet nichts mehr und nichts weniger als — wie Sie es bei anderer Gelegenheit genannt haben — einen Ruck nach rechts in religiöser Hinsicht. Herr Levy, selbst ein Mann von hoher Intelligenz, tiefem Wissen auf profanem und freier Richtung auf religiösem Gebiete, hat entschieden und mannhaft Front gemacht gegen alle Reformwillkür, gegen alle zwecklose Verstümmelung jüdischer Sitte, jüdischen Brauches.

Lassen wir Herrn Levy selber sprechen:

„Eine höchst merkwürdige Erscheinung in der intellektuellen Entwicklung des 19. Jahrhunderts ist die Neigung, alles bei Seite zu schieben, was alt ist, um Platz zu machen für etwas, was modern ist. Und da läßt sich nun sagen, daß, obschon eie Entdeckungen und Erfindungen des jetzigen Zeitalters alle früheren in den Schatten stellen, es nichtsdestoweniger wahr ist, daß wertlose Neuerungen gegenwärtig zahlreicher sind als je zuvor. Selbst die Juden, welche sich stets durch ihr konservatives Verhalten ausgezeichnet haben, sind nicht der vorherrschenden Tendenz aus dem Wege gegangen. Zu allen Zeiten sind die Juden dafür bekannt gewesen, daß sie die Gesetze und die Lehren ihres alten Glaubens in ihrer Reinheit bewahrt haben. Ihre Philosophie, die sich auf ihre Religion gründet, hat mit Erfolg allen Angriffen widerstanden, welche im Laufe der Jahrhunderte von jedem feindlichen philosophischen System, von Unglauben oder Skeptizismus darauf gemacht worden sind. Aber in Amerika, und besonders in den Vereinigten Staaten, hat sich eine große Anzahl mehr oder weniger erleuchteter Juden dem rücksichtslosen und berauschenden Verlangen nach Neuheiten ergeben und die rauhe Hand an alles gelegt, was überhaupt Gelegenheit zum Angriff bot. Was immer alt ist, wird von ihnen als banal betrachtet. Die Bewegung, an welcher diese Juden sich beteiligen, wirkt lediglich zerstörend. Sie baut nicht auf, sondern reißt nieder.

Damit soll nun beileibe nicht gesagt sein, daß die Errungenschaften dieses Jahrhunderts zu unterschätzen sind. Die Zivilisation ist in einer einzigen Generation mehr gefördert worden, als vordem in Jahrhunderten. Aber Reform und Reform ist ein Unterschied. Von den frühesten Zeiten haben unter gelehrten und frommen Juden Meinungs-Verschiedenheiten bestanden inbezug auf religiöse Angelegenheiten. Die religiöse Litteratur der Juden hat dadurch natürlich ihre Bereicherung erfahren. Die Meinungs-Verschiedenheiten lassen sich in drei Klassen zergliedern: 1. Verschiedene Ansichten über die wahre Auslegung von Teilen des Pentateuchs; 2. über die traditionelle Lehre und Praxis, die nicht ausdrücklich in der Schrift selbst hervorgehoben sind; 3. über die Aenderungen in Liturgien und Zeremonien, welche durch die veränderten Verhältnisse, die auf den Fortschritt der Zivilisation zurückzuführen sind, verursacht wurden. Alle diese Meinungs-Verschiedenheiten aber entstanden über Sachen, welche nicht die Integrität des Pentateuchs berührt.

Kommt jedoch jetzt eine Neuerung aufs Tapet, welche die Authentizität und bindende Kraft des Pentateuchs in Frage stellt, so wird das Judentum selbst angegriffen. Es ist nichts in der Geschichte des Judentums enthalten, was der Annahme Vorschub leisten könnte, daß es das Recht der individuellen Meinung und die Gewissensfreiheit bestreitet. Betrachten wir die sogenannte jüdische Reform-Bewegung in Amerika, so ist die Erscheinung, welche uns da in die Augen springt, der Mangel an einem System. Sie ist spasmodisch udd durchweg verneinend gewesen. Sie hat niemals einen großen Führer gehabt und besitzt auch

jetzt keinen. Niemand ist als Reformer mit einer bestimmten Idee oder einem bestimmten Programm erstanden, um welche sich ernste Schüler oder Anhänger scharen ließen. Im Gegenteil ist die ganze Bewegung chaotisch, sensationell und unlogisch gewesen. Die Verwilderung, welche aus der Thatsache erwachsen ist, daß von jeder Kanzel, welche jüdisch zu sein vorgiebt, ein verschiedenes „Judentum" gelehrt wird, beweist am besten, wie notwendig ein Gradmesser für die verschiedenen religiösen Vereinigungen ist, und dies muß das wahre „Judentum" sein, welches für alle Juden der gemeinsame Grund und Boden ist. Was ist nun das „Judentum?" — Redner führte dieses Kapitel weitläufig aus, zitierte die Ansichten hervorragender Gelehrten über diesen Punkt und fuhr dann fort:

„Die Juden dürfen die Demoralisierung, welche in ihren Synagogen besteht, nicht länger andauern lassen. Wenn sie ihre alte Religion bewahren und für ihre Kinder erhalten wollen, dann müssen sie darauf dringen, daß ihre geistigen Führer jene Religion definieren, ihr fest anhängen und sie auch den Gemeinden lehren. Viele derjenigen, welche jetzt als jüdische Rabbiner figurieren, werden dann zweifellos finden, daß sie von dieser oder jener Stellung, welche sie eingenommen haben, ablassen müssen oder daß sie sich vom Judentum zu trennen haben. Immer und immer wieder haben die Prediger unter den Juden falsche Lehren verbreitet. Es ist an der Zeit, daß einmal ein Führer ersteht, welcher in das Chaos Ordnung bringt. Das Volk ist reif dafür. Es ist dazu gekommen, seinen Rabbinern zu mißtrauen und die Lehren, welche von der Kanzel verkündet werden, mit Gleichgiltigkeit zu betrachten. Möge die Zeit nicht mehr fern sein, da Wandel hierin geschaffen wird. Die Zukunft des Judentums hängt davon ab." —

Die Rede des Herrn Levy nahm eine volle Stunde in Anspruch und wurde wiederholt durch lebhaften Applaus unterbrochen. Nachdem er geendet, wurde beschlossen, dem fähigen Redner den Dank der Konvention abzustatten und die meisterhafte Rede dem Protokoll einzuverleiben und zum Druck zu beordnen.

Dr. Landsberg (von wo? Red.) betrat dann die Bühne und ließ in beredten Worten die vernommene Rede Revue passieren, wobei er einzelnen Teilen derselben beipflichtete, inbezug auf die von dem Vorredner wiederholt gestellte Frage über wahres Judentum jedoch der Ansicht war, daß diese Frage vor Jahrhunderten beantwortet worden sei und täglich beantwortet werde; daß nur ein einziges Judentum bestehe und daß die von Herrn Levy gemachten Bemerkungen über Reform-Juden und Reform-Rabbiner nicht am Platze seien.

Darauf wurden von verschiedenen Seiten Stimmen laut für und gegen die Rede. Dr. Wise-Cincinnati erhob eine Ordnungsfrage und bemerkte, daß die Konvention nicht eine Konferenz von Rabbinern sei, um theologische oder religiöse Fragen zu erörtern und zu debattieren, sondern eine Versammlung von Laien, um über vorliegende Angelegenheiten der bestehenden Union zu beraten; er verlangte, daß die Tagesordnung aufgenommen werde. Andere Delegierten verlangten das Wort und eine Zeitlang herrschte eine allgemeine Konfusion, während welcher Proteste gegen die Anschuldigungen gegen Reform-Rabbiner und gegen die Veröffentlichung der Rede des Herrn Levy erhoben und Anträge für Wiedererwägung der bezüglichen Abstimmung gestellt wurden. Der Vorsitzende hatte seine liebe Not, die Ordnung aufrecht zu erhalten, bis schließlich eine Wiederabstimmung vorgenommen wurde. Das Dankesvotum wurde wieder einstimmig angenommen, während über die Veröffentlichung der Rede die Stimmen geteilt waren. Der Vorsitzende entschied indes, daß eine Mehrheit sich für dieselbe erklärt habe. Nun ging der Tumult wieder los und Proteste gegen diese Entscheidung wurden erhoben, worauf Herr Levy einige kurze Bemerkungen zur Rechtfertigung der von ihm ausgesprochenen Ansichten machte und dann in einer nochmaligen Abstimmung die Veröffentlichung seiner Rede mit einer kleinen Mehrheit angenommen wurde.

Ein Herr Bettmann stellte darauf einen Antrag, der Rede beizufügen, daß die Ansichten des Herrn Levy nicht von dem Konvent endossiert worden seien, dieser Antrag wurde nun angenommen. — Wie dem auch sei, die Verhandlungen des diesjährigrn Konvents bedeuten einen Protest gegen die Heißblütigkeit unserer zumeist jugendlichen Rabbiner, bedeuten — wie schon gesagt — einen Ruck nach rechts in Amerika. Es wäre verkehrt, dies leugnen zu wollen.

Zur Situation in Rußland.

Die russischen Juden, welchen bis in die neueste Zeit hinein eine stehende Rubrik in der spezifisch-jüdischen Presse eingeräumt werden mußte, scheinen auch jetzt auf eine gleiche Beachtung Anspruch machen zu wollen. Freilich, der Inhalt dieser Rubrik wird jetzt grundverschieden sein von dem in den verflossenen Jahren; während man früher alles grau in grau zeichnen mußte, möchte man jetzt nur die Farbe der Hoffnung verwenden. Ein Mitarbeiter der „New-Yorker St.-Ztg." beschreibt sogar schon die Sehnsucht der drüben lebenden russischen Juden nach ihrer alten Heimat. Er zieht eine Parallele zwischen den dort eingewanderten, in Armut lebenden Juden und denen in Rußland in der vor-Ignatiew'schen Epoche, und die Parallele fällt zugunsten Rußlands aus. Und da die Juden in Nikolaus II. einen geistigen Nachfolger Alexanders II. erblicken, so sei die in Amerika vielbeachtete Thatsache, daß an der Eidesleistung für Nikolaus II. in New-York vornehmlich Juden teilgenommen, ein Beweis, daß diese einen Zug nach dem Osten wagen und in ihre Heimat zurückkehren wollen. — Oberrabbiner Dr. Hermann Adler in London, welcher inbezug auf den von ihm abgenommenen Huldigungseid der russischen Juden interviewt worden, hat sich über seine Haltung bei diesem Vorgang folgendermaßen ausgesprochen: „Meine Anschauungen über die Behandlung meiner Glaubensgenossen in Rußland haben sich in keinem Punkte geändert. Aber es ist weder recht noch weise vorauszusetzen, daß die Unterdrückung und die Verfolgungen, welche unter Alexander III. stattgefunden haben, unter dem neuen Herrscher fortdauern werden. Was wir von dem Charakter des jungen Zaren und der Zarin wissen und die von ihm bereits erlassenen Befehle ermutigen uns zu der Erwartung, daß er allen seinen Unterthanen ohne Unterschied des Glaubens Gnade und Gerechtigkeit erweisen wird. Ich gab den Unterthanen des Zaren die nötige Gelegenheit, den Huldigungseid in einem Gotteshause zu leisten, wie das russische Gesetz verlangt, um zu zeigen, daß ihre Loyalität nicht weniger aufrichtig ist, als die ihrer orthodoxen Mitbürger. Ich wünschte ferner auch jede Schwierigkeit zu vermeiden, welche den rus-

fischen Juden durch Nichtleistung des Eides entstehen könnten, im Falle ihrer Rückkehr nach Rußland." — Aus dem Zarenreiche selbst wird berichtet, der Kaiser habe anbefohlen, daß bei der Speisung der Armen, die am Bestattungstage des seligen Kaisers und ebenso am Vermählungstage auf Staatskosten in der Residenz stattfand, kein Unterschied unter den Konfessionen gemacht werde, und thatsächlich habe man für die jüdischen Arme „koschere" Tische an verschiedenen Punkten der Residenz eingerichtet. — Auch aus der Provinz kommt die Nachricht, daß manche Gouverneure (z. B. der kurländische), den Vorstehern der jüdischen Gemeinden recht ansehnliche Summen aushändigten, um an den genannten Tagen die jüdischen Armen zu speisen. — Uebrigens haben die Juden in der Residenz und in den meisten Provinzstädten auch aus eigenen Mitteln eine Speisung der Armen veranstaltet, an der recht viele christliche Arme teilnahmen. — Ferner wissen die „Nowosti" zu melden, daß Kaiser Nikolaus seinen Bruder Sergius, General-Gouverneur von Moskau, telegraphisch beauftragt habe, dem Moskauer Rabbiner und den Moskauer Juden den allerhöchsten Dank zu eröffnen für ihre Gratulationsdepesche. Der Dank des Kaisers sei in besonders huldvollen Worten ausgedrückt, und die Form desselben errege außerordentliches Aufsehen. — Der Priester Johann von Kronstadt, im Volksmunde schön-schlicht „Vater Johann" genannt, der in ganz Rußland verehrt wird und welcher gewählt wurde, die Leiche des Zaren zu begleiten, spendete der Talmud-Thora-Schule zu Schwintzia 120 Rubel. Einer Deputation der Juden Yaltas, die ihm für diese edelmütige That ihren Dank abstattete, antwortete der Geistliche: „Ich liebe alle Menschen gleich und betrachte sie mit gleich freundschaftlichen Gefühlen, welcher Klasse oder Race sie angehören mögen. Hat uns nicht Ein Gott erschaffen und müssen nicht unsere Seelen zu Einem Gotte zurückkehren?" — Einer unsrer Mitarbeiter hatte uns vor kurzem eine biographische Skizze über den „Vater Johann" gesandt, wir hatten ihn nicht gebracht, weil da ein rein jüdisches Thema nicht behandelt wurde. Nun werden wir den Aufsatz doch noch bringen.

Jüdische Solidarität.

Von Bezirksrabb. Dr. Jaraczewski, Mühringen.

Solidarität im Judentume oder nicht? das ist eine Frage, die, obwohl ihr Alter bis in die erste Zeit der steigenden Macht der Kirche hineinragt, dennoch heute ihre genügende, praktische Lösung in der Gesellschaft noch nicht gefunden. Von der oft absichtlich falschen Beantwortung dieser Frage ist so manche Unbill herzuleiten, die uns das Vorurteil und dessen Schwester, die Bosheit zugefügt. Um so dringender entspringt hieraus für uns die Mahnung, daß sich innerhalb des Judentums Stimmen erheben zur richtigen Beantwortung dieser Frage, und daß wir diese der Welt gegenüber in ihrer richtigen Bedeutung darzustellen suchen. —

Solidarität im Judentume oder nicht? Mit anderen Worten: Bilden die Bekenner des Judentums eine Verbindung, deren Angehörige alle für einen und einer für alle in allen Dingen zu haften verbunden sind? Wir antworten hierauf entschieden mit „Nein." Wohl hat die Zeit verschiedenartige Verbindungen geboren, deren Tendenzen ihren Gliedern eine Solidarität notwendig machten, im Judentume sucht man aber vergeblich ihre Wiege und Existenz. Vielmehr sind diese in der Kirche und der Zeit ihrer Herrschaft zu finden. So entstand der 1491 von Ignaz von Loyola gegründete und vom Papste Paul III. 1540 bestätigte Jesuitenorden, dessen Mitglieder außer dem Gelübde der Befolgung der Regeln anderer Orden, noch das Gelübde ablegten, solidarisch zu haften für die Verbreitung des Gehorsams gegen den Papst in allem, was den Dienst der Kirche und vorzüglich gegen Ketzer und Ungläubige beträfe. Ebenso entstand 1241 zum Schutze merkantiler Interessen der berühmte Hansabund, dessen Angehörige solidarisch für den Schutz ihrer Handelsinteressen gegenseitig hafteten. Und endlich waren es die Zünfte, Innungen und Gilden, die im Mittelalter so sehr florierten, welche zum gegenseitigen Schutze ihrer materiellen Interessen entstanden und des diesen verwandten geistigen Eigentums. In der Erweiterung der Hierarchie, in der gegenseitigen Wahrung merkantiler Interessen und endlich in dem gegenseitigen Schutze materiellen Besitzes und diesem verwandten geistigen Eigentums ist mehr und minder der Ursprung zu suchen des ganzen Vereinswesens, das auf Solidarität seiner Angehörigen beruht. Vergebens bemühen wir uns aber auch nur eine dieser drei Quellen, denen die Solidarität entspringt, im Wesen des Judentums zu entdecken. Nicht nur bricht sein Stifter Mose über das Prinzip der Hierarchie den Stab, wie wir aus Num. 11, 22. u. das. 12, 3. ersehen, er verheißt auch Deutoron. 18, 15. dem Volke ausdrücklich einen Träger seiner Ideen zum Nachfolger, und macht also das hierarchische Prinzip für alle Zeiten im Judentume unmöglich. Ebenso hatte Mose jegliche Verbindung mit den Nachbarvölkern, also auch die kommerzielle abzuschneiden gewußt. Eine Vereinigung zur Wahrung merkantiler Interessen ist also unter diesen Umständen nicht denkbar. Endlich hatten ja die großen Strafen, die auf Uebertretung der göttlichen Gebote gesetzt waren, hinreichende Bürgschaft gegeben für den Rechtlichkeitssinn und die Rechtschaffenheit des Volkes und jegliche Verbindung zur Erlangung dieser Bürgschaft überflüssig gemacht. — Also keine Solidarität im Judentume!

Wohl waren zur Zeit des zweiten Tempels die Juden in drei Religionsparteien geteilt, aber es waren diese Parteien keineswegs Vereine, deren Glieder solidarisch für einander hafteten, sondern es hatte jede der Parteien ihre besonderen Ansichten über verschiedene Religions- und Zeitfragen, und zählte man Individuen, die sich zur Ansicht der einen oder der anderen bekannten, zur Partei selbst. Keineswegs war aber das Individuum für die Gesamtheit seiner Partei, und ebenso wenig war die Gesamtheit für die sich zu ihr bekennenden Individuen verantwortlich.*) Jeder konnte auch nach Belieben von einer Partei zur anderen übergehen, was ja bei einer solidarischen Vereinigung nicht möglich gewesen wäre. Und wirklich finden wir den Pharisäer Johann Hyrkan (136—105) zu den Saduzäern übertreten, ohne daß irgend wie ein Zwang ausgeübt worden wäre.

Muß nun das Judentum nach dem eben Gesagten von vornherein jegliche Solidarität zwischen seinen Bekennern entschieden zurückweisen, so ist doch die Wahrheit wahrhaft unerquicklich, daß man uns noch in heutigen Tagen eine Solidarität vindicieren will, die am allerwenigsten in dem Wesen des Judentums und ebensowenig in den Tedenzen begründet ist, die wir befolgen. Es ist dieses folgende.

---

*) Auf die Essäer freilich trifft dies nicht zu, da diese z. B. Gütergemeinschaft hatten.

Wenn ein Bekenner des Judentums irgend eine Strafe verwirkt, ist man also gleich geneigt, die Strafbarkeit die ja nur dem einzelnen anhaftet, auf die unschuldige Gesamtheit zu übertragen. Aber warum knüpft man nicht die Strafbarkeit an die Individualität der Person, die sie verwirkt? Und wenn man die **Strafbarkeit** des einen auf die Gesamtheit überträgt, warum überträgt man nicht auch diesem analog das **Verdienst** des einzelnen auf die Gesamtheit? Und mit welchem Rechte will man das gesamte Judentum für die Sünden einzelner seiner Bekenner verantwortlich machen? Hat es je einen jüdischen Verbrecher gegeben, der sich darauf berufen konnte, daß seine Religion dergleichen lehre? Wie, machen auch wir die Bekenner anderer Religionen verantwortlich für die Sünden einzelner in ihrer Mitte? Nein! unsere Religion spricht den schönen Grundsatz aus: איש בחטאו יומתו („Ein jeder büße sein **eigenes** Vergehen! Siehe auch Num. 16, 22. u. f.) Wird es wohl einem Vernünftigen einfallen, einen gewissenhaften Lehrer für die Sünden verantwortlich zu machen, die sein entarteter Schüler begangen? Ebenso wenig kann man mit Recht die höchste Lehrerin, die Religion, verantwortlich machen für die Sünden einzelner entarteter ihrer Kinder. Wie kommt es aber, daß man gegen uns eine Theorie anwendet, die nicht nur den Begriffen unserer Religion, sondern auch den klaren Vernunftschlüssen Hohn spricht? Um diese Theorie vollends in ihr Nichts zurückzuführen, ist es notwendig, daß der Leser mit uns auf ihren geschichtlichen Ursprung zurückgehe und diesen bis auf die heutige Zeit verfolge.

Das Judentum trug stets auf seiner Fahne die Devise: Licht und Wahrheit. Dieser Devise entsprechend, trug es auch Licht in alle Orte, die sein Fuß betrat. In Orten, die sein Fuß nicht betreten und in Gegenden, aus denen man es grausam verjagt, ist es Finsternis, so daß man bis vor kurzem noch, wie im Mittelalter, das Lesen der Bibel mit Zuchthaus bestrafte (Spanien).

Als weitere Belege mögen noch folgende geschichtliche Fakta in aller Kürze dienen. In Adiabene entsagten der heidnische König Izates und dessen Verwandte dem finsteren Heidentum, von dem göttlichen Lichte des Judentums erleuchtet (47 n. d. b. Z.). Mehrere römische Große, selbst eine nicht genannte Kaiserstochter, sind von dem lichtvollen Gehalte des Judentums durchdrungen und bekennen sich heimlich zu demselben. Mit einer Auswanderung persischer Juden nach Indien wird Licht und Bildung dahin getragen (im 6. Jahrhundert) und ebenso bringt Licht und Aufklärung nach China mit der Einwanderung mäsopotamischer Juden daselbst. Im Jahre 230 steigt auch in Arabien (Jemen) die jüdische Religion auf den Thron, nachdem das Licht des Judentums dem Herrscher die Schuppen des Heidentums von seines Geistes Augen genommen u. s. w.

Wie von den Griechen Kunst und Wissenschaft in die Welt gedrungen, also ging aus dem Judentum die Erleuchtung in die Welt. Mohamed legt viel Lehren des Judentums seinem Islam zu Grunde. Der Stifter der Kirche sagt ausdrücklich, „daß auch nicht ein Titelchen vom Gesetze fallen dürfe". So lange nun die Kirche noch nicht die Herrschaft besaß, lebte sie auch mit ihrer Mutterreligion in Frieden. Als sie jedoch in Konstantin (311—337) den ersten Kaiser unter ihren Bekennern gezählt hatte und unter den Päpsten Gregor II. und III. selbst über die Kaiser Präponderanz sich errang, da nahm sie eine dem Judentume feindliche Stellung an. Warum dieses? liegt auf der Hand. Das Papsttum mußte, um seine Herrschaft zu sichern, das Volk in dem Glauben erhalten, es sei ihm der Stuhl Petri unmittelbar von Gott übertragen. Es sah bald ein, daß das Licht und Erkenntnis ausströmende Judentum seinen Zwecken hinderlich sei. Sollte das Volk dem Papsttum blindlings glauben lernen, so durfte es nicht das reine Gotteswort lesen; konnte es aber nicht von den eben so bibelkundigen als gelehrten Juden wahres Licht über seine Lage erhalten? — Die Juden mußten also unschädlich gemacht werden. Zunächst wird ihnen das Bürgerrecht entzogen, es werden ihnen die heiligsten Menschenrechte nach und nach abgenommen, sie werden aller Aemter und Würden verlustig erklärt und auf Kleinhandel beschränkt, bis endlich Papst Johann XXII. 1326 gebot, daß sie ein Abzeichen an der Brust tragen sollten. In dieser systematischen Verfolgung lag eine Solidarität — unserer **Gegner**.

Weltliche Herrscher folgten diesem Beispiel, ihnen voran Ferdinand der Katholische, ein Herrscher, auf dem die „dreifache Schmach der Ungerechtigkeit, Untreue und fluchwürdigsten Verfolgung lastet". (Rotteck). Dieser errichtete das abscheuliche Tribunal der Inquisition in Spanien gegen die Ketzer, und als auch dieses fruchtlos war, erließ er 1492 das bekannte Edikt, das den Juden befiehlt, bei Strafe des Todes und der Vermögenskonfiskation, sein Reich zu verlassen. Vergebens waren die Bitten gelehrter und angesehener Juden um ihr Menschenrecht, vergebens ihre Vorstellung, wie mit der Vertreibung so vieler produktiver Glieder dem Lande der größte Nachteil entstehe. Ja, man ging sogar noch weiter, der Fanatismus der Menge wird gegen die Vertriebenen aufs höchste geschraubt und durfte sie ungestört schmähen. Diese Scenen wiederholten sich zu verschiedenen Zeiten und an Orten, die des Klerus schwerer Arm erreicht hatte.

Die Kreuzzüge fanatisierten das Volk gegen die Juden, wiewohl ihr Krieg dem Islam gelten sollte. Nach Beendigung der Kreuzzüge waren es Lokalverfolgungen, unter denen die Juden zu seufzen hatten. Was für Landplagen das Land auch heimsuchen mochten, die Juden sollten immer schuld daran sein. Als 1348/49 der schwarze Tod über fast ganz Europa wütete und 25 Millionen Menschen das Leben raubte, sollten die Juden Brunnen und Quellen vergiftet und die Luft mit Zauberei verpestet haben. Vergebens bewiesen die Juden durch tüchtige Aerzte, daß die Brunnen nicht vergiftet seien, der Fanatismus spottet aller Ueberzeugungsgründe. — Ungefähr 50 Jahre später sollten sie Christenkinder ermordet und Hostien entweiht haben. Sie werden infolgedessen verjagt: aus Magdeburg 1384; Glatz 1492 u. s. w. u. s. w. — Die deutsche Reichsverfassung betrachtete noch die Juden als „Reichseigentum", das zwar vom Reiche Schutz erhalten, aber diesen Schutz teuer erkaufen sollte. Und wirklich wurden sie nicht selten wie „Eigentum" von einer Herrschaft der anderen geschenkt, ohne daß sie ihre Stimme für ihr gekränktes Menschenrecht erheben durften. So gewöhnte man sich nach und nach in dem Juden eine persona ingrata zu erblicken, der kein Recht eigen ist. Ja, der Name „Jude" war dem Vorurteile identisch mit dem Begriff des Verabscheuungswürdigen. Daß das Judentum in seiner Mitte wahres Verdienst erzeugt, glaubte man nicht. Ragten große Männer im Judentume durch Verdienst und Wissenschaft hervor, so suchte man sie zu ignorieren oder ließ sie nur als Ausnahmen gelten, welche die Regel erst recht bestätigten. So entspann sich nach und nach das Vorurteil gegen uns in den mannigfachsten Geweben.

Man zeihe uns nicht der Feigheit, mit der uns das Vorurteil so gern beehrt. Nicht nur protestierten die Juden zu allen Zeiten gegen das Unrecht, das ihnen widerfuhr, sie zückten auch, so lange sie in großer Zahl bei einander lebten, und eine Achtung gebietende Minorität waren, das Schwert für ihr gekränktes Menschenrecht. Auch kämpften sie in der ersten Zeit mit glänzenden Geisteswaffen. So die alexandrinischen Juden mit ihrem Philo an der Spitze. Als sie sich jedoch nach wackrem ungleichen Kampfe verblutet hatten, mußten sie, die Wenigen, sich nicht in ihr Schicksal ergeben? Und wem sollten sie ihr Leid klagen? Etwa denen, die es ihnen zugefügt? Und würde man ihren Beschwerden Gehör gegeben haben, nachdem man in der Menschenachtung eines Juden eine Blasphemie erblickte? — Wie Unrecht man ihnen aber gethan, ist aus Orten ersichtlich, wo sie eine milde Behandlung erfuhren. Hier waren sie bald die treuesten und nützlichsten Bürger des Staates und gelangten nicht selten durch ausgezeichnete Fähigkeiten und Dienste, die sie dem Staate leisteten, zu hohen Würden. So z. B. der Jude Isaak unter Carl V., Abarbanell unter dem nachmals katholischen Ferdinand, Don Joseph unter Sultan Selin u. v. a., und widerlegten so auf das Glänzendste das Vorurteil, das man gegen sie empfand.

Durch die Reformation schwand die Finsternis und mit ihr die Verfolgung der Ketzer durch den Einfluß des Klerus. Aber das Vorurteil gegen die Juden hatte zu fest Wurzel geschlagen, als daß es so leicht hätte aufhören sollen. Und es schoß dieses Unkraut mit neuer Kraft hervor, da der Feudalismus jetzt seine Pflege übernahm, um es für seine Parteizwecke auszubeuten. War es nun in alter Zeit die Bosheit des Fanatismus, welche die schmählichsten Invektiven oft wider besseres Wissen gegen uns schleuderte, so ist es in der neuesten Zeit die gänzliche Ignoranz in jüdischen Dingen, die ein gleiches Verfahren gegen uns eingiebt. —

Wie ihn aber abschleifen, der alten Zeiten Rost? Das könnte unserer unmaßgeblichen Ansicht zufolge in zwiefacher Richtung geschehen. Für's Erste müßten die Intelligenten in Israel, die Zutritt haben zu den Stimmführern unserer Zeit, sich der Kenntnis unserer Religion und ihrer Institutionen befleißigen, dann die Flitter falscher Scham ablegen dadurch, daß sie vor allem sich selbst als Juden achten lernen. Alsdann müßten sie ohne Scheu bei jeder Gelegenheit, die sich ihnen dazu darbietet, unsere Glaubenssätze und den Kreis ihrer Institutionen vor den Augen der Welt in das rechte Licht darzustellen suchen. Erst wenn die Finsternis der Unkenntnis geschwunden sein wird, wird es auch für uns Licht werden. Für's Zweite müßten sie die Phalanx bilden, gegen die Rischus und Vorurteil vergeblich ihre Kräfte versuchen. Auch müßten sie immer das Uebel mit der Wurzel erfassen, wenn es in sein Nichts zergehen soll. Dieser Aufgabe dürften sie sich in öffentlichen Blättern mit gutem Erfolge entledigen. Sollte ihr Erfolg in der ersten Zeit nur ein geringer, der Mühe kaum entsprechender sein, so geben wir zu bedenken, daß, wenn die Wahrheit erst in dem Herzen einzelner Wurzel gefaßt, diese, wie alles Gute überhaupt, immermehr und mehr an Ausdehnung gewinnen muß. Hat ja alles Große in der Welt erst einen kleinen Anfang genommen!

Ueber die Aussprache des Hebräischen.

In den jüdischen Zeitschriften liest man selten von der Abhaltung von Religionslehrer-Konferenzen in Baden, obschon solche alljährlich in den verschiedenen Kreisen des Landes sind. Die erste wurde im Jahre 1881 abgehalten; dieser folgte im Jahre 1886 die zweite im Bezirk Freiburg. In demselben Jahre hatte auch das Rabbinat Gailingen solche in Aussicht gestellt. Von dieser Zeit an sind dieselben in den meisten Synagogenbezirken eingeführt worden. Im Jahre 1892 wurde durch den Gr. Bad. Oberrat bestimmt, daß mindestens alle zwei Jahre, jedoch nicht öfter als einmal jährlich Konferenzen abgehalten werden sollen, daß nach Schluß der auf den Religionsunterricht bezüglichen Erörterungen mit den Vorsängern auch solche Gegenstände besprochen werden, die auf den Gottesdienst und des Kantorat Bezug haben, und daß die Teilnehmer aus der Bezirkskasse ihre Reiseentschädigung und eine Gebühr von zwei Mark erhalten. Ueber den Verlauf derselben wird dem Oberrat Bericht erstattet, der gewöhnlich am Ende des Jahres im Verordnungsblatt desselben veröffentlicht wird. Es versteht sich von selbst, daß dadurch viele Vorträge nur auszugsweise zur Kenntnis gebracht werden, was man oft bedauert; denn manche Arbeit sollte ganz zum Abdruck kommen, und dürfte weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Der „Jeschurun" hat eine sehr geschätzte Beilage, — Katheder und Kanzel, die allseitig mit regem Interesse gelesen wird, die dadurch geeignet und zu diesem Zweck empfehlenswert wäre.

Für heute möchte ich einen Vortrag, den s. Z. Herr Rabb. Dr. Eschelbacher in Bruchsal über die „Aussprache des Hebräischen" hielt, und der im vorbezeichneten Verordnungsblatt veröffentlicht wurde, mitteilen.

Ausgehend von der Bemerkung, daß die bei den deutschen Juden herkömmliche Aussprache des Hebräischen vielfach als die polnische bezeichnet und gegenüber der sogenannten spanischen oder portugiesischen, welche auch die christlichen Gelehrten angenommen haben, als eine Ausartung gleich dem sogenannten jüdisch-deutschen Jargon betrachtet werde, legte er das Irrtümliche dieser Anschauung im einzelnen dar. Jede Sprache als ein lebendiger Organismus habe ihre verschiedene Mundarten und auch bezüglich der Aussprache der sogenannten toten Sprachen gäbe es mannigfache Verschiedenheiten, so beispielsweise auch bezüglich des Griechischen und Lateinischen. Ueber die Aussprache des Hebräischen in der biblischen Zeit seien kaum Vermutungen möglich, da damals nur die Konsonanten, nicht aber auch die Vokale geschrieben und uns überliefert wurden. Einigen Anhalt für dieselbe biete die griechische Bibelübersetzung in der Art, wie sie die hebräischen Eigennamen wiedergebe; aber ein sicheres Urteil sei auch danach nicht möglich, weil nicht alle Laute des Hebräischen durch griechische Buchstaben wiedergegeben werden konnten. Außerdem wurden die Eigennamen im lebendigen Gebrauch in derselben Weise, wie das u. a. in Deutschland später geschah, verändert, Veränderungen, welche gerade für die bekanntesten und allgemein adoptierten, wie Moses, Jesus, Jesaias, Ezechias, Jeremias, Maria, Elisabeth u. s. f., sowie für häufig gebrauchte Bezeichnungen, wie Pascha, Messias u. a. m. nachgewiesen wurden. Die in Europa angesiedelten Juden erhielten ihre religiöse Belehrung und damit auch die Aussprache des Hebräischen teils aus Babylonien, insbesondere die spanischen Juden, teils aus

Paläſtina, ſo die italieniſchen und durch ſie die franzöſiſchen und deutſchen Juden. In jenen beiden Hauptſitzen jüdiſcher Kultur entſtanden auch etwa im 8. Jahrhundert die Bezeichnungen der Vokale. Aber das babyloniſche Syſtem der Vokalbezeichnung wurde ſpäter von dem paläſtinaiſchen vollkommen verdrängt. Dieſes letztere nahmen auch die ſpaniſchen Juden an; während ihre Ausſprache im weſentlichen die der babyloniſchen Juden war, teilweiſe noch verändert durch den bei ihnen üblichen Gebrauch der arabiſchen Sprache. Daher die befremdende Erſcheinung, daß ſie für den kleinen Laut (o) zwei verſchiedene Zeichen, und für das gleiche Zeichen Kamez zwei verſchiedene Laute hatten; dagegen ſtimmen bei der deutſchen Ausſprache des Kamez Name und Laut vollkommen überein (Kamez mit geſchloſſenen Lippen = o, Pathach mit offenen = a zu ſprechen.). Sofern überhaupt von einem Vorzuge der einen vor der anderen geſprochen werden könne, gebühre er der deutſchen, von der abzuweichen wir gar keinen Grund hätten, insbeſondere auch nicht bezüglich des Cholem und Zere, welche in neuerer Zeit häufig mit o une e wiedergegeben werden. Dieſe Art zu leſen nehme dem Hebräiſchen nicht nur Laute, die in jeder Sprache vorkommen, und mache es eintönig, ſondern wirke, indem ſie, hierbei in Abweichung von der portugieſiſchen wie von der deutſchen Ausſprache, wichtige ſprachliche Unterſchiede verwiſche, höchſt nachteilig auf den Unterricht und das ſprachliche Verſtändnis, wofür der Redner aus ſeinen Erfahrungen mehrfache Beiſpiele teils ergötzlicher, teils ärgerlicher Art beibrachte. Mit dieſer Art zu leſen könne man wohl eine Anzahl hebräiſcher Stücke mechaniſch überſetzen, aber ein grammatiſches Verſtändnis ſei kaum dabei zu erreichen. Es ſei nicht notwendig, die breite norddeutſche Ausſprache des au und ei dafür zu verwenden, ſondern am beſten feſtzuhalten an den in Süddeutſchland herkömmlichen Lauten, die ſich in gleicher Weiſe in einzelnen deutſchen Mundarten und im Engliſchen vorfinden. Fehlen dieſelben auch unſerer Schrift- und Umgangsſprache, ſo habe das Hebräiſche doch denſelben Anſpruch, wie jede andere fremde Sprache, die wir auch in ihren eigentümlichen Lauten uns anzueignen ſuchen.

F. St.

Shakeſpeare.

Wenn man die Schar der Judenfreunde und Judenfeinde in alter und neuer Zeit durchmuſtert, ſo macht man die tröſtliche Entdeckung, daß die enragierteſten Judenfeinde gewöhnlich der geiſtigen Hefe des Volkes, den Armen an Geiſt, Gemüt und Wiſſen gehörten. Nur wenige unter ihnen erheben ſich durch einiges Wiſſen oder größere Schlauheit über das niedrige Niveau des Bildungspöbels.

Dagegen findet man unter den wirklich großen und genialen Menſchen, unter den Männern unvergänglichen Ruhmes ſehr viele Judenfreunde oder Beſchützer und Wohlthäter der Juden und kaum einen oder zwei Judenfeinde. Seit dem ſchon in der Bibel geprieſenen Cyrus ſind faſt alle genialen Feldherrn und Staatsmänner — Alexander der Große, Caeſar, Karl der Große und Napoleon mehr oder minder judenfreundlich geweſen. Und gar erſt die wirklichen Wohlthäter der Menſchheit, vor allen die großen Dichter! Mit Ausnahme Goethes, deſſen Aeußerungen über die Juden einander widerſprechen, haben alle großen Dichter entweder die Juden in Ruhe gelaſſen, wie Dante, Petrarca, Taſſo, Schiller, Corneille, Moore u. ſ. w. oder ſich ihnen freundlich geſinnt gezeigt. Boccaccio erzählt, wie der kluge Melchiſedek durch ſeine tiefſinnige Parabel von den drei Ringen die Freundſchaft des Sultans erwarb und zu hohen Ehren bei ihm gelangte. Und wenn er die Mißwirtſchaft und Verdorbenheit des päpſtlichen Roms ſchildern will, ſtellt er ihm den ſehr braven und redlichen Juden Abraham aus Paris (diritto e leale uomo assai) gegenüber. Hebbel hat die Makkabäer, Racine die jüdiſche Königin Eſther, Leſſing den weiſen Nathan auf die Bühne gebracht.

In England, wo Cromwell ſich den Juden geneigt zeigte, Macaulay als ihr beredter Verteidiger auftrat, dichtete auch Byron ſeine berühmten Hebrew melodies. Und der größte Dichter dieſer großen Nation, einer der größten der Welt, ſoll ein Judenfeind geweſen ſein? Eines ſeiner Meiſterwerke ſoll er nur „zur Befriedigung ſeiner ariſtokratiſchen Gönner und zur Beluſtigung des Publikums" geſchrieben und dadurch „die gehäſſigen Vorurteile gegen die Juden in England und allüberall" verſtärkt haben?

Es wäre ſchlimm genug und einer Widerlegung bedürftig, wenn die Antiſemiten, die ſich ſo gerne an die Rockſchöße großer Männer hängen, den Verſuch gemacht hätten, Shakeſpeare zu einem der ihrigen — mit gefälſchter Stampiglie — zu ſtempeln. Noch ſchlimmer iſt es, wenn ein berühmter jüdiſcher Gelehrter ſich in ſolcher Weiſe an dem Dichter des „Kaufmann von Venedig" verſündigt.

Kein geringerer als der gelehrte und geiſtvolle Geſchichtsſchreiber der Juden, Prof. H. Graetz war es, der in einer vor ungefähr dreizehn Jahren erſchienenen Schrift den „Kaufmann von Venedig" als Judenhaß predigendes Werk darſtellte und Shakeſpeare beſchuldigte, er habe es dem Grafen Eſſex zu Gefallen geſchrieben, um in der Perſon des Shylock den von Eſſex gehaßten getauften jüdiſchen Doktor Rodrigo Lopez, den kurz vorher hingerichteten Leibarzt der Königin Eliſabeth zu verhöhnen.

In der Identifizierung von Lopez mit Shylock folgte Graetz nur dem Engländer Lee, deſſen in Gentlemans Magazin (Februar 1880) veröffentlichte Hypotheſe aber vor einer ſtrengen Kritik nicht beſtehen kann und bereits von Dr. D. Honigmann im ſiebzehnten Bande des Jahrbuchs der deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft als unhaltbar nachgewieſen wurde.

Ohne gegen den verſtorbenen vielverdienten Geſchichtſchreiber der Juden, der wohl nicht darauf Anſpruch machte, ein gründlicher Shakeſpearekenner zu ſein, zu polemiſieren, will ich im Folgenden, zum Teil mit Benutzung der gegen Lee und Graetz gerichteten Abhandlung Honigmanns die eigentliche Tendenz von Shakeſpeares „Kaufmann von Venedig" darzulegen verſuchen.

Vor allem muß hervorgehoben werden, daß Lopez ein Arzt und kein Wucherer, ein Chriſt und kein Jude war. Ja es ſcheint ſogar, daß ſchon ſeine Eltern zum Chriſtentum übergetreten waren. Hugo Grotius nennt ihn Lusitanur sed judaice originis — alſo ein Portugieſe jüdiſcher Abſtammung. Ob er im geheimen dem Judentum anhing, wiſſen wir nicht. Jedenfalls unterſchied er ſich in ſeiner Lebensweiſe und in ſeinem Berufe von dem ganz jüdiſch lebenden Shylock. Solange Lopez in hohem Anſehen ſtand, mit den Großen des Reichs freundſchaftlich verkehrte, würde es kein Dichter und kein Theaterdirektor gewagt haben, ihn auf die Bühne zu bringen. Erſt im Jahre 1594 wurde

ihm der Prozeß gemacht und im Juni dieses Jahres wurde er als Hochverräter hingerichtet. Im August desselben Jahres wurde aber schon Shakespeares Stück aufgeführt.

Man müßte also annehmen, er habe es in zwei Monaten geschrieben, sowie daß er, um den christlichen Leibarzt der Königin, der wegen eines angeblichen Vergiftungsversuches verurteilt wurde, zu verhöhnen, einen jüdischen Wucherer geschildert habe, der gegen seine Gläubiger hart und unerbittlich war. Seine Zuhörer müßten mit einem ganz eigentümlichen Scharfsinn begabt gewesen sein, um in diesem venetianischen Juden den königlichen Leibarzt zu erkennen, mit dem er nicht einen Zug gemein hatte.

Wenn der Schauspieler Burbage, der zuerst den Shylock spielte, einen langen roten Bart aufsetzte, so scheint uns dies auch nicht zu beweisen, daß er den Doktor Lopez kopieren wollte. Einen Juden konnte man sich eben ohne Bart nicht denken, und einen roten Bart hat der Portugiese schwerlich gehabt.

Nun wird man uns vielleicht einwenden: Gut, Shakespeare hat nicht den Doktor Lopez gemeint, aber er hat doch den Juden in seinem Stücke lächerlich gemacht und dem Hasse preisgegeben; ja er hat erst den grausamen Gläubiger, der in den ältesten Bearbeitungen der Sage vom Fleischpfand ein Christ war, zum Juden gemacht.

Wir könnten uns begnügen zu antworten, daß in der Shakespeare am nächsten stehenden, von ihm zu einem Stücke benutzten italienischen Novelle des Ser Giovanni der hartherzige Gläubiger schon ein venetianischer Jude war und daß er also einfach seinen Vorgängern folgte. Aber ein Shakespeare schreibt nicht gedankenlos nach, er weiß wohl, was er thut und könnte von jeder Zeile seines Stücks genau Rechenschaft geben. Ja, ich glaube sogar, daß er manche der älteren Bearbeitungen mit dem christlichen Gläubiger kannte und doch seinen Helden Juden sein ließ, weil er eben mit dem Munde dieses fremden Juden seinen christlichen Nebenmenschen manche bittere Wahrheiten sagen wollte, die im Munde eines christlichen Engländers nicht gut geklungen hätten. Der Jude war für ihn gewissermaßen der archimedische Punkt, von dem aus er seine kleine englische Welt mit ihren Gebrechen und Sünden, mit ihrem Egoismus, ihrer Hartherzigkeit, ihrer ungeschickten oder parteiischen Justiz, ihren verschwenderischen, leichtsinnigen jungen Leuten u. s. w. erschüttern wollte. In England gab es zu Shakespeares Zeiten keine Juden, folglich auch keine jüdischen Wucherer, wohl aber wird sich unter seinem Publikum gar mancher hartherzige Geldverleiher, der fleißig die Kirche besuchte, getroffen gefühlt haben. In seinem Stücke ist Shylock Jude und Wucherer, aber — wohlgemerkt, nicht Wucherer, weil Jude.

Den großen Dichter mag an dem Prozesse über das Fleischpfand vor allem die Rechtsfrage interessiert haben, wie er ja auch in mehreren anderen Stücken mit Vorliebe Rechtsprobleme behandelt hat. Dieser Richter, der sich nicht zu helfen weiß und den erst ein Laie oder gar eine verkleidete Frau mit einem Rabulistenkniff aus der Verlegenheit zieht, bietet sich gleichsam selbst zur Satyre auf die schlechte Justiz dar.

Das Venedig Shylocks und Antonius hat gar gute Gesetze, die strenge beobachtet werden, aber der oberste Richter kennt sie nicht alle und weiß sich nicht zu raten, wenn er einem guten Freunde heraushelfen will. Da muß erst Frau Portia als Rechtsgelehrter verkleidet kommen und ihn belehren, daß der Gläubiger nicht mehr und nicht weniger als ihm zukommt, nehmen darf, daß er Fleisch aus dem Körper nur schneiden darf, wenn er kein Blut vergießt und schließlich, daß wenn ein Fremder dem Leben eines Bürgers nachstellt, sein Vermögen konfisziert werden und sein Leben dem Belieben des Dogen zur freien Verfügung stellen solle.

Wahrlich, man könnte sich versucht fühlen, hier eine Verspottung der Richter zu finden, welche den Fremden, den von Juden stammenden Doktor Lopez verurteilten. „Wenn Shylock dann zusammenbricht unter der Wucht des Richterspruchs, der durch schnöden Witz sein Recht vereitelt, wenn er verfolgt, vom bitterm Hohne geknickt, gebrochen, mit schlotternden Knien dahinwankt, wer kann sich des Gefühls erwehren, daß mit ihm das Recht Venedigs gebeugt worden ist?"*)

Dieser Schluß, mit dem Gesetze gegen den Fremden, der Beraubung und der erzwungenen Taufe des Juden findet sich in der von Shakespeare benutzten italienischen Novelle nicht und man könnte daher glauben, er habe ihn seinem fertigem Drama unmittelbar nach der Hinrichtung des Doktor Lopez angefügt. War ja dieser oder sein Vater auch ein zwangsweise zum Christentum Bekehrter und ein Fremder, dem die englischen Richter gar übel mitspielten. Königin Elisabeth, die an die Unschuld des Lopez glaubte, hat sich lange geweigert, das Todesurteil zu bestätigen, und der Dichter durfte daher im Vertrauen auf ihre Gesinnung die Anspielung auf den Prozeß wagen. Hat er also, was ich aber nicht bestimmt behaupten will, auf diesen Prozeß angespielt, so geschah es nicht um Judenhaß zu erregen, sondern um dem parteiischen Richter und dem Pöbel, der seinem Urteile zujubelte, einen Hieb zu versetzen.

In der italienischen Novelle ist der Gläubiger nichts weiter als ein jüdischer Geldverleiher. Ueber seinen Charakter und seine Verhältnisse wird nichts gesagt; nur als es zum Prozesse kommt, heißt es, er wollte sich rühmen können, den Tod des größten christlichen Handelsherrn herbeigeführt zu haben. So ein Motiv war wohl geeignet, den Juden verhaßt zu machen, besonders wenn der Gläubiger nicht als besonders boshaft, sondern einfach als Jude geschildert wird. Der Leser konnte den Eindruck gewinnen, daß alle Juden die gleichen Gesinnungen gegen die Christen hegen. Ganz anders verfährt Shakespeare. Sein Shylock ist ein Ausnahmsjude, hartherzig, habgierig, boshaft, schlecht selbst gegen sein einziges Kind. Sehr richtig bemerkt der Shakespearekenner Elze: „Während seine Glaubensgenossen sonst die Familienbande hochzuhalten und ihre Häuslichkeit dem Drucke der Außenwelt gegenüber in einer gewissen patriarchalischen Heiligkeit zu bewahren pflegen, hat Shylock sein Haus, nach Jessicas Worten zur Hölle gemacht." Aber damit begnügte sich Shakespeare nicht. Selbst dieser ausnahmsweise schlechte Jude, der selbst die Gebote seiner eigenen Religion nicht hält und beim Christen Bastanio speiset, um zu dessen Verarmung beizutragen, mußte noch durch eine Reihe von seitens der Christen ihm widerfahrener Kränkungen und Schädigungen zu Haß und Rachsucht aufgestachelt werden. Der Jude, der Vater, der Geschäftsmann wird in ihm gleichmäßig gekränkt und geschädigt.

Wie genial läßt da der Dichter die einzelnen Motive sich nach und nach entwickeln und eins gleichsam aus dem andern entstehen! Zuerst der vorsichtig rechnende, alle Chancen erwägende Kaufmann, der in Antonio den Konkurrenten, aber auch schon den Judenfeind haßt. Erst beim weitern hoch-

---

*) Ihring, der Kampf ums Recht.

mütigen Benehmen dieses Antonio bricht dann, was in Shylocks Herzen verborgen lag, in dem Aufschrei des Unterdrückten und Verhöhnten hervor: „Signor Antonio, wie oft Ihr mich auf dem Rialto wegen meiner Geldgeschäfte geschmäht habt, ich habe es resignierend, mit einem Achselzucken ertragen, denn Geduld ist das Kennzeichen meiner Nation. Ihr nanntet mich „Ungläubiger, hündischer Halsabschneider" und spuktet mich an. Warum? Weil ich von dem Gebrauch machte, was mein ist. Jetzt braucht Ihr meine Hilfe, kommt Ihr freundlich zu mir und saget: „Shylock, wir brauchen Geld"**) so sagt Ihr, die Ihr mit Eurem Speichel meinen Bart bespritzt und mich mit Fußtritten wie einen herrenlosen Hund fortgejagt habt. Und jetzt wollt Ihr Geld haben! Sollte ich Euch nicht antworten: Hat ein Hund Geld, kann ein Köter dreitausend Dukaten leih'n! Solle ich einen Fußfall thun und in tiefster Demut sagen: Gnädiger Herr, Ihr habt vorgestern auf mich gespuckt, neulich habt Ihr mir einen Fußtritt gegeben, früher mich Hundekerl genannt und für alle diese Freundlichkeiten will ich Euch so viel Geld geben als Ihr wollet?"

Erst als Antonio auf diese Worte höhnend antwortet, da beginnt der Plan, sich an ihm zu rächen, bei Shylock zu reifen. Aber es ist noch nicht dessen Leben, wonach er trachtet, indem er die Bedingung des Fleischpfandes stellt.

Daß Antonio zahlungsunfähig werden könnte, erscheint diesem vollständig, dem Shylock fast ganz unmöglich; es wird nie zum Ausschneiden des Fleisches kommen. Aber der hochmütige Antonio soll durch diese notariell zu beglaubigende Klausel, die bald allgemein bekannt werden müßte, gedemütigt werden. Dafür bringt der Geizhals das schwere Opfer, auf die Zinsen der 3000 Dukaten zu verzichten.

Wie dann Shylocks Tochter Jessica mit Hilfe von Antonios Freunden entführt wird, da steigt sein Haß, und die gleichzeitig eintreffenden Nachrichten von den Verlusten Antonios zeigen dem seines Kindes und durch sie und ihren Liebhaber seines Geldes beraubten, aufs äußerste gebrachten Shylock den Weg zur Rache. „Antonio möge aufpassen und am Verfalltage pünktlich sein, sonst wird er dafür büßen", sagt der richtig voraussehende Salario.

Der Geizhalz jammert, daß Lorenzo und Jessica ihn beraubt haben, und daß er nun auch bei Antonio sein Geld verlieren werde, aber der Rachedurst überwiegt bald die Habsucht: „Er mag an seinen Schuldschein denken", wiederholt er immer drohender und dann macht er seinem Herzen und dem beim verfolgten Stamm seit Jahrhunderten angesammelten Groll Luft in der gewaltigen Anrede, wo der Shylock ganz verschwindet und nur der jüdische Märtyrer bleibt: „Er hat mir Schande und Schaden verursacht, meinen Erwerb beschimpft, über meinen Verlust gespottet, meine Nation verachtet, meine Freunde von mir abgewendet, meine Feinde aufgehetzt. Und warum? — Weil ich ein Jude bin! Hat denn ein Jude keine Augen, hat er keine Hände, keine Gliedmaßen, keine Empfindungen, kein Gefühl, keine Leidenschaften? Wird er nicht mit denselben Speisen genährt, mit denselben Waffen verwundet wie der Christ? Unterliegt er nicht denselben Krankheiten, wird er nicht mit denselben Mitteln kuriert? Bluten wir denn nicht, wenn man uns sticht, lachen wir nicht, wenn man uns kitzelt? Sterben wir nicht, wenn Ihr uns vergiftet? und wenn Ihr uns Unrecht thut, sollen wir uns nicht rächen! In jeder anderen Beziehung, so wie Ihr beschaffen, wollen wir es auch in dieser sein. Wenn ein Jude einem Christen Unrecht thut, bezeugt dieser seine Demut — indem er sich rächt. Und wenn einem Juden von einem Christen Unrecht widerfährt, wie soll er nach diesem Beispiel seine Geduld anders beweisen als durch Rache? Ihr lehret mich die Niedetracht und ich will meine Meister übertreffen."

Diese Stelle allein, dieses glühende Plaidoyer für Gleichberechtigung würde genügen, alles Gerede von Shakespeares Judenfeindlichkeit zu widerlegen. Und das ist die Stimmung, in der Shylock auf seinen Schein unerbittlich beharrt.

Hätte Shakespeare ihn als edlen Menschen oder auch nur als Durchschnittsmenschen geschildert, so blieben einerseits der Abschluß des sonderbaren Vertrags und Shylocks hartnäckige Unerbittlichkeit unerklärlich, andererseits würde das ihm am Ende widerfahrende Unrecht als ganz unmotivierte unerträgliche Grausamkeit erscheinen. Dann hätte man das Stück wohl ein den Christenhaß predigendes nennen können, seine Moral wäre gewesen: einen Juden zu berauben, halten die Christen für recht und lobenswert. Das konnte und durfte Shakespeare seinem Publikum nicht bieten.

Aber auch so wie die christlichen Personen in dem Drama geschildert sind, erscheinen sie uns nicht als edle Menschen, als würdige Vertreter des Christentums gegenüber dem einen schlechten Juden. Mit wenigen Worten charakterisiert Gervinus, einer der bedeutendsten Shakespeare-Verehrer, die Nebenpersonen: „Die selbstsüchtigen Werber der Portia, die von Glanz und Schein bestochen, fehl wählen: die schmarotzenden Genossen Antonios, die ihn mit seinem Glücke verlassen, die redenden Halbfreunde, die seine Gefahr früher ahnen, als er selbst und nicht einmal an Bassanio schreiben. Lorenzo und Jessica, ein verschwenderisches leichtsinniges Paar, die vom Zwange los, ihr entwandtes Geld ohne weiteres in Genua verprassen und für Affen hinweggeben und gleich als ausgehungerte Leute nach Belmont kommen."

Von diesem Lorenzo sagt Heine, er begeht ein Verbrechen, wofür er nach dem preußischen Landrecht zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt würde.

Von den selbstsüchtigen Werbern ist Bassanio, in den sich die emanzipierte Jungfrau Portia verliebt, der nicht am wenigsten selbstsüchtige. Leichtsinnig, auf Kosten des Freundes verschwenderisch, tief verschuldet, zieht er aus, um die reiche Erbin zu freien und seine Schulden mit ihrem Gelde zu bezahlen. Ein zugrunde gerichteter Kavalier, der sich mit dem Vermögen einer reichen Bankierstochter rangieren will. Da diese hübsch und liebenswürdig ist, nimmt er sie zu dem Gelde gern in den Kauf, macht ihr die schönsten Liebeserklärungen, verheimlicht ihr aber, daß er verschuldet ist. Das gesteht er erst nach der Hochzeit. Wir dürfen billig bezweifeln, ob sich die Hoffnung Jessica's erfüllen wird, daß er nun ein gesetzter, ordentlicher Mensch werden wird.

Und Antonio, der anscheinend edelste Mensch des Stücks, der seinen Judenhaß so roh zur Schau trägt, hängt doch am Gelde mehr als wie am Leben. Da er finanziell ruiniert ist, will er nicht länger leben. Er entblödet sich nicht, von Shylock Geld ohne Zinsen zu borgen, sich von dem so arg beschimpften Juden die Zinsen schenken zu lassen. Der Millionär ist zu felsenfest überzeugt, daß er pünktlich am Verfalltage zahlen können wird und daß die Verpfändung des Fleisches ein bloßer Spaß ist, wobei der Jude der Betrogene ist. Wie werden Antonio und seine Freunde lachen,

**) Hier muß man sich denken, daß Shylock den freundlichen Ton Antonios höhnend nachahmt.

wenn Shylock nach drei Monaten sein Geld ohne Zinsen zurückbekommt und den Schuldschein zurückstellen muß!

Mit der Wahrheit nimmt es der edle Antonio auch nicht genau. Er giebt als Ursache von Shylocks Haß gegen ihn nur an, daß er viele Schuldner aus dessen Klauen gerettet hat, eine beständige Verhöhnung Shylocks, seinen Judenhaß, den dieser ihm vorwirft verschweigt er wohlweislich, um als Märtyrer seiner Mildthätigkeit und Herzensgüte zu erscheinen.

Selbst die vom Dichter mit so manchen liebenswürdigen Zügen ausgestattete Porzia hat er nicht ohne Fehler gelassen, und sie ist eigentlich eine kleine Heuchlerin. Wie sie da dem Shylock eine lange erbauliche Predigt über Gnade und Erbarmen hält, und dann mit rabulistischen Kniffen den strengen Richterspruch über ihn herbeiführt, in dessen Folge er seines Vermögens beraubt und zum Abfall von seiner Religion gezwungen wird! „Du wirst Recht finden, mehr als dir lieb ist", ruft sie ihm höhnend zu, ihre ganze Predigt von christlicher Liebe vergessend.

An die christliche Liebe kann der Jude Shylock sie freilich nicht erinnern, aber an die allgemeine Menschenliebe erinnert er seine christlichen Gegner, indem er ihnen ihren Sklavenhandel und die grausame Behandlung der Sklaven vorwirft. Shakespeare, wohl ein guter Bibelkenner, wie viele Engländer, mag an die milde Behandlung der Sklaven gedacht haben, welche das alte Testament vorschreibt, und so kommt dieser Vorwurf mit Berechtigung aus dem Munde des Juden.

So hat uns der Dichter, den man des Judenhasses anklagt, unter vielen schlechten und mittelmäßigen Christen einen schlechten Juden vor Augen gestellt, und diese Christen zwingen den bösen, verstockten und habgierigen Juden, einer der Ihrigen zu werden. Versteht man was der Dichter damit sagen wollte? M. L.

Feuilleton.

Zu Neujahr 1895.

Ein Jahr ist wieder hingegangen,
Ein bürgerliches, — immerdar!
Ein neues winkt mit ros'gen Wangen,
Wir grüßen Dich, Du junges Jahr!
Warum denn nicht? — Weil Judas Kinder
Ihr eignes feiern neben Dir?
Sie hoffen darum doch nicht minder
Von Dir das Beste, glaube mir.
Wir grüßen Dich mit dem Empfinden,
Das wir verkünden stolz und frei:
In Judas Söhnen eng verbinden
Sich Glaubenstreue, Bürgertreu.
Wir halten fest am heil'gen Glauben
Der Väter, die mit trotz'gem Mut
Ihn niemals ließen je sich rauben,
Trotz Schmach und Drangsal, Not und Blut.
Und grade diese Glaubenstreue,
Sie ist's, die Bürgertreue schafft;
Sie lehrt: Erweiset stets aufs neue
Im Zweig der edlen Wurzel Kraft.
Wer treu ist, ist's auf allen Wegen,
Nach Glauben, Bürgersinn und That,
Doch unsrer Glaubenstreue wegen
Ist wider uns der Bösen Rat.
Die Hoffnung aber ist's, die leitet
Den Blick hin über Neid und Leid,
Daß über Haß und Bosheit schreitet
Befreiend fort der Geist der Zeit.
So mög' dem neuen Jahr gelingen
Befreiung der Getreuen Schar!
Es möge Heil und Segen bringen
Und Frieden uns das neue Jahr.

J. M.

Eine jüdische Nase.

Humoreske von S. N. Margulies.

Pan Kachanski war ein polnischer Edelmann, mehr mit allen Fehlern und Schwächen, als mit den Vorzügen seines Standes ausgestattet. Seine Tapferkeit und sein Edelmut existierten nur in seiner Einbildung, in seinen Handlungen offenbarte sich wenig davon; wohl aber zeigte er sich stets als hochmütig, genußsüchtig, leichtfertig und dünkelhaft. — Von seinem Vater erbte er einen ruhmreichen Namen, ein mittelgroßes, nicht ganz schuldenfreies Gut mit einem geräumigen Schloß — drei gleich wichtige Dinge, ohne welche ein echter Schlachzig*) kein echter Schlachzig ist. Von Mutter Natur erhielt er einen stattlichen Wuchs, ein paar schöne, blaue Augen und ein rosig angehauchtes Gesicht, das von einem martialischen Schnurrbart beschattet wurde. — Er hätte bei so vielen wertvollen Eigenschaften der Abgott des weiblichen Geschlechtes werden können, hätte ihn jene nicht in unbegreiflicher Laune mit einem Gebrechen versehen, das seiner geringen chevaleresken Schönheit Eintrag that. Dieser Schönheitsmangel bestand aber nicht etwa in einer häßlichen Stirn, einem verunstalteten Mund, oder einer sonstigen Entstellung des Ensembles — nichts von alldem. Wohl aber hatte Pan Kochanski, ganz gegen die Tradition seines reinadligen Geschlechts, eine lange, sehr lange Nase, von Schnitt und Form so beschaffen, daß er leicht für einen Juden gehalten werden konnte. Schlimmeres als das kann allerdings einem polnischen, tschechischen, oder auch deutschen Edelmann nicht passieren! — Diese Nase war sein Unglücksstern, sie bildete die ewige Zielscheibe des Spottes aller adligen Genossen, bot ein ausgiebiges Feld dar für alle möglichen bon mots, die bei aller scheinbaren Harmlosigkeit ihn doch tief verletzten; war er doch in seinem Herzen auch ein ganz gehöriger Judenverächter!

Und wie störend war oft diese Nase in der Jagd nach galanten Abenteuern, welche, neben der Dressur von Pferden, zum vornehmsten Beruf eines Edelmanns gehörten! Zu einer ernsten Annährung konnte es schon gar nicht kommen, denn welches Edelfräulein hätte es übers Herz zu bringen vermocht, einem Manne die Hand zu reichen, der, was auch sonst an ihm Begehrendswertes war, einem vom jüdischen Stamme so ähnlich sah? Vielleicht hätte man es hingehen lassen, hätte ein Auge zugedrückt, würden Pan Kochanskis Züge etwas von einem Zuaven, oder Kameruner verraten, aber — man

*) Kleinadliger.

bedenke! — von einem — Juden! Mußten bei solchem Anblick nicht die schärfstgeschliffenen Pfeile Amors gänzlich abprallen? So litt denn der Arme unsäglich unter dieser verwünschten Zuthat der Natur, für die er doch wahrlich nichts konnte. Und doch war der Zustand noch erträglich, solange Pan Kochanski's Verkehr sich in den einheimischen Gesellschaftskreisen bewegte, wo jeder Zweifel über seine unverfälschte Abstammung ausgeschlossen war. Härter traf ihn jedoch dies Mißgeschick, wenn er auf Reisen ging und neue Bekanntschaften anknüpfen wollte. Da gab es bei allem, seinem Stande schuldigen Respekt, gewisse, nicht mißzuverstehende Seitenblicke, wenn sie nicht gar in eine direkte Zurücksetzuug seiner ehrenwerten Person ausarteten. Zuweilen ging sogar die Sache über allen Spaß: „Wie unterstehst du dich hier einzutreten, du Jud!“ wurde er einmal angeschrien, als er in einem fremden Orte ein Vergnügungslokal aufsuchte, „weißt du denn nicht, daß hier nicht der Platz für dich ist?“ Was sollte er darauf erwidern? Sollte er seinen Taufschein vorzeigen? Ehe er sich dazu herbeiließ, zog er es vor, sich lieber schleunigst zu entfernen und buchstäblich und figürlich mit — langer Nase abzuziehen. —

Pan Kochanski fühlte sich unter dem bösen Stern, der ihn verfolgte, immer unglücklicher, das Leben verlor für ihn seinen Reiz, und, wie von Eumeniden gejagt, mied er nach und nach die menschliche Gesellschaft und suchte die Einsamkeit auf. Und als er eines Tages bei einem Feste, dem er nicht entgehen konnte, abermals einer Verspottung ausgesetzt war, griff er in seinem Mißmute nach einer in seinem Zimmer hängenden Waffe, bereit, dem qualvollen Zustande durch eine Kugel ein Ende zu machen. Schon hielt er den Lauf des Gewehres gegen die Stirn gerichtet — ein schwacher Druck — und aus wär' es mit aller Pein. Da fiel sein Blick auf eine, ihm gegenüberstehende Kommode, wo eine Flasche vom besten „Starka“ (alter polnischer Schnaps) ihn gar holdselig anblickte. Die Verlockung war zu stark, denn Pan Kochanski war, trotz aller trügerischen Merkmale, durch und durch ein Edelmann, der einen Nationaltrank nie verschmäht. Und weshalb sollte er sich auch versagen, gleichsam wie zum Abschied vom Leben, noch einen letzten, kräftigen Schluck zu thun, wie weiland der König von Thule, bevor er sich für immer vom lieben Becher trennte? Und sieh die Starka bewirkte ein Wunder, erwies sich als ein wahrer Lebenswecker! Schon nach dem ersten Gläschen begann der nagende Schmerz zu weichen, das zweite verscheuchte ihn ganz, und als er das dritte an seine Lippen brachte, fühlte unser Held neuen Lebensmut durch seine Adern fließen — er war für jetzt gerettet. Zu diesem erprobten Mittel griff er seitdem immer wieder, so oft ihn eine verzweifelte Stimmung überfiel. Allein eine gründliche Abhilfe schaffte es seiner Lage doch nicht; seine Nase färbte sich nur bei diesen öftern Libationen umetliche Nüancen röter, — kürzer wurde sie aber nicht. —

(Fortsetzung folgt).

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

* **Berliner Beobachter.** Das Schreiben der Baronin Rothschild an unsern Kaiser glossiert der „Frankf. Herold“, dessen politische Richtung uns nicht bekannt ist, wie folgt: „Diejenigen Israeliten Deutschlands, welche sich noch als moderne Staatsbürger fühlen und keineswegs wieder als Kammerknechte des weiland römischen Kaisers, werden über den Briefwechsel nicht wenig erstaunt gewesen sein. Es kann kein Zweifel darüber walten, daß die Verstorbene bei ihrer Fürbitte für unsere israelitischen Mitbürger an so hoher Stelle, nur aus ihrem guten Herzen heraus gehandelt hat und nicht im allermindesten, um mit ihrer Person hervorzutreten. Es fragt sich aber doch, welche klugen Leute der dem öffentlichen Leben ganz fernstehenden Frau zu einem Schritte geraten, der mit einer Vollmacht der deutschen Judenschaft leicht verwechselt werden könnte. Nur diesen ungeschickten oder auch veralteten Händen fällt die Verantwortung zu, falls Kaiser Wilhelm II. die unrichtige Anschauung gewonnen haben sollte, daß ein sehr hübscher Prozentsatz der Nation fähig sei, auf dem Wege einer Art Gnadengesuches seine einfachsten Rechte zu reklamieren. Man läßt seine Lage „in gnädige Erwägung“ ziehen, als ein verlorener Mensch, aber wirkliche Rechte, falls diese bedroht sind, macht man in anderer Weise geltend. — Die in jeder Zeile wohl durchdachte kaiserliche Antwort durchschneidet denn auch die Gedankengänge der edelmütigen Petentin aufs schärfste und bestimmteste. Seine Majestät vermögen einen Grund zu so lebhafter Besorgnis, d. h. also das Bestehen einer heftigen Antisemitenbewegung nicht zu erkennen, nehmen aber gleichzeitig von der Versicherung der Frau von Rothschild Akt, daß seine jüdischen Unterthanen bestrebt sein werden, keiner andern Klasse der Bevölkerung in Bethätigung wahren Patriotismus und echter Bürgertugend nachzustehen. In den Annalen der unglücklichen Publikationen wird diese einen ersten Rang einnehmen.“

— Im „Allgem. Statistischen Archiv“ (3. Jahrg., 2. Halbband) findet sich ein Aufsatz des kaiserlichen Unterstaatssekretärs z. D. Dr. G. v. Mayr, nach dessen Berechnungen auf je 10000 der Bevölkerung Schüler entfallen in:

	Gymnasialanst.	Realanst. m. Latein	Realanst. ohne Latein	Zusammen
Evangelische . .	27,7	13,2	12,5	53,4
Katholiken . . .	21,4	3,8	6,7	31,7
Dissidenten . .	17,5	13,2	18,7	49,4
Juden	173,8	65,8	92,7	332,2
Gesamtbevölkerung	27,1	10,4	11,4	48,9

Der Verfasser bemerkt hierzu a. a. O.: „Ich möchte übrigens warnen, aus diesen Zahlen einen unmittelbaren Schluß auf das entsprechende Verhalten der Befähigung und Neigung der einzelnen Konfessionen zum humanistischen Studium zu ziehen. Für die wirkliche Beteiligung an einem Unterrichtszweige kommt nämlich außer Neigung und Befähigung sehr wesentlich auch die äußere Erleichterung oder Erschwerung der Teilnahme am Unterricht in Betracht, welche durch das Wohnen der Eltern des Lernenden am Unterrichtsorte oder fern von demselben bedingt ist. Nun lebt aber die israelitische Bevölkerung vorzugsweise in größe-

ren Städten, welche zugleich als Unterrichtsorte erscheinen, benutzt demnach schon aus diesem zunächst äußerlichen Grunde die gebotene Unterrichtsgelegenheit in hervorragender Weise."

— Nach den kürzlich erfolgten amtlichen Veröffentlichungen waren bei der letzten Volkszählung in Deutschland unter den fremden Staatsangehörigen 27 000 Juden, und zwar 9897 russische, 8803 österreichische, 1700 ungarische, 1340 holländische, 790 englische, 716 französische, 500 schweizerische und nahezu 1500 nordamerikanische Juden.

*t Die günstige Erledigung des Gesetzes über die Sonntagsruhe im **österreichischen** Reichsrate hat in allen Schichten der beteiligten Bevölkerung die lebhafteste Befriedigung hervorgerufen. Tausende von Familien sahen mit Bangen dem Ausgange der Beratungen entgegen; nicht zu ermessen ist das Elend, das durch eine etwaige Verschärfung der bisher ohnedies nicht zu leichten Bestimmungen heraufbeschworen worden wäre. Alle Anerkennung gebührt deshalb den wackern jüd. Vertretern im Parlamente, insbesondere den Mitgliedern des Polenklubs, die mutig und standhaft dort eingetreten sind, wo es sich um eine Lebensfrage der jüdischen Einwohner Galiziens und der Bukowina handelte. Die jüdischen Volksvertreter haben ihre Pflicht in vollstem Maße erfüllt, und es ist ihnen eine große Anzahl von Glückwünschen zugekommen. Insbesondere war Abgeordneter Dr. Byk bei seiner Rückkehr aus Wien Gegenstand einer herzlichen Ovation. Auf dem Bahnhofe wurde er von Abordnungen der israelitischen Handwerker, zahlreichen Studenten und hervorragenden Persönlichkeiten unter Führung des Landtags-Abgeordneten Dr. Goldmann erwartet, welche ihrem Danke und ihrer Anerkennung für das wirksame Eingreifen Byk's in die Debatte über das Gesetz, betreffend die Sonntagsruhe, entsprechenden Ausdruck gaben.

*w **Die Million des Baron Königswarter.** Baron Hermann Königswarter in Wien ist nebst seinen Angehörigen zum Katholizismus übergetreten, will jedoch die Million Mark an verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten nicht zahlen. Wie wir schon einmal berichtet, hat der verstorbene Baron Moritz K. testamentarisch bestimmt, daß in dem Falle, daß einer seiner Enkel sich taufen lassen sollte — an die Eventualität, daß einer seiner Söhne dem Judentum untreu werden könnte, hatte der Verstorbene offenbar nicht gedacht! — aus dem hinterlassenen Vermögen eine Million Gulden wohlthätigen Zwecken zugewendet werden soll. Nun haben Baron Hermann und sein findiger Advokat einen Ausweg entdeckt, vermittels dessen die letztwillige Anordnung des Baron Moritz umgangen werden könnte. Die Herren benutzten nämlich den Wortlaut des Testaments, wonach die Million bezahlt werden soll, falls ein Enkel „sich taufen läßt." Dieser nunmehr getaufte Enkel aber ist ein kleines Kind, welches sich, wie der schlaue Advokat in dankbarem Einverständnisse mit seinem Klienten herausgefunden hat, gar nicht taufen lassen konnte, weil es keinen eigenen Willen und kein eigenes Urteil hat, sondern welches sein Vater, Baron Hermann Königswarter, hat taufen lassen, ohne es zu fragen. Der Enkel habe sich also nicht taufen lassen, sondern sei getauft worden, und diese sophistische Auslegung einer ganz klaren und ihrem Geiste nach gar nicht mißzuverstehenden letztwilligen Verfügung jenes Mannes, dem Baron Hermann den mühelosen Erhalt einer ungeheuren Erbschaft zu verdanken hat, soll dazu benutzt werden, um das Testament anzufechten und die Auszahlung der Million für wohlthätige Zwecke zu verweigern. — Die gesamte Presse Oesterreichs verurteilt einmütig diesen tollen Streich, in erster Reihe natürlich die antisemitische.

*n. **Aus Rußland.** Der „Wilenski Wiestnik" giebt folgende Einzelheiten über die Einberufung jüdischer Rekruten aus dem Distrikte Wilna: Die Zahl der jüdischen Rekruten ist schon voll und das Register füllt sich rasch. Die Juden stellten sich so pünktlich zum Dienste, daß nicht nur diejenigen, welche Privilegien des ersten, zweiten oder dritten Grades genossen, vom Militärdienste befreit wurden, sondern auch minder glückliche, die höhere Nummern zogen, nicht einrücken mußten. — Das Warschauer statistische Komité veröffentlicht die Daten, welche sich auf die Bevölkerung der zehn Provinzen im Königreiche Polen beziehen. Aus denselben ist ersichtlich, daß $13\frac{1}{2}$ Prozent der Gesamt-Bevölkerung Juden sind. Von diesen leben $11\frac{1}{2}$ Prozent in Städten und 2 Prozent in Dörfern. — Eine Epidemie ist in der Umgebung von Wilna unter dem Vieh ausgebrochen. Die Bauern beschuldigten die Juden des „bösen Blicks", und es kam infolge dessen zu blutigen Kämpfen. Die den Juden gehörigen Läden und Häuser wurden geplündert und angezündet; mehrere Juden wurden in die Flammen geworfen; andere sterben unter der Knute oder wurden von den Bauern aufgeknüpft. Die Soldaten schossen gegen die Aufrührer; es gab viele Tote und Schwerverwundete. Die Juden fliehen aus der ganzen Provinz. — Die „Swodiebnaya Gazetta" brachte einen langen Artikel „Neue Leibeigene" über die Lage der Juden in Sibirien. Durch viele Generationen wurden die russischen Juden von verschiedenen Gerichtshöfen und administrativen Obrigkeiten nach Sibirien gesandt, aus allerlei, teils wahren, teils ausgeheckten Gründen. Die Nachkommen dieser Juden sind nun über ganz Sibirien verbreitet und es war ihnen bis jetzt erlaubt sich niederzulassen, wo sie wollten. Einem Befehle der sibirischen Behörden gemäß, müssen sie jetzt jedoch zu den Plätzen zurückkehren, wo ihre Vorfahren ursprünglich sich aufhielten. Die „Gazetta" fügt hinzu, daß es kein russisches Gesetz giebt, welches die Nachkommen der von Rußland Verbannten verhindern könnte, zu wohnen, wo es ihnen gefällt und rügt, daß es der Willkühr der Beamten überlassen ist, mit Menschen wie mit Sklaven umzugehen. Der Schlußsatz dieses warmen Artikels lautet: Es ist die höchste Zeit, solchen Mißbräuchen des Gesetzes ein Ende zu machen.

Gemeinde, Synagoge und Schule.

* **Berliner Nachrichten.** Am 27. v. M. fand in der ältesten Lehranstalt des Judentums zu Berlin, im Bet-ha midrasch der Heidereutergasse eine glänzende Siumfeier statt. Eingeleitet wurde dieselbe durch einen halachischen Vortrag des Herrn Rabbiners Biberfeld, auf welchen mehrere Ansprachen agadischen Inhalts folgten. Herr Bamberger feierte den Leiter des Institutes, den Herrn Rabbiner Biberfeld, in tiefempfundenen Worten. Herr Dr. Neuwirt sprach in gelehrter Weise vom Gegensatze der Thora zur profanen Wissenschaft. Herr J. J. Niemerower hielt einen kurzen, aber begeisterten und geistreichen Vortrag über das Talmudstudium. Unter anderem hob er — anknüpfend an den berühmten Lehrspruch Hillels — die Bedeutung der Selbständigkeit im Studium hervor. „Sorge ich nicht selbst für mich, wer sorgt für mich." Selbständigkeit darf aber nicht

mit Eigensinn verwechselt werden. „Bin ich nur für mich, was bin ich dann, Selbständigkeit setzt Gründlichkeit voraus, ernstes Eingehen auf die Grundwahrheiten des Talmuds, wozu uns der Ernst der Zeit auffordert. „Wenn nicht jetzt, wann denn." — Nachdem Herr Volkmann u. a. der Muse des Sanges gehuldigt hatten, ging die Festversammlung in gehobener Stimmung auseinander. h.

— Zu unserer Mitteilung, daß der Gemeinde-Bund in den Osterferien die Delegierten des zu begründenden Lehrerbundes zu einer entscheidenden Beratung einladen werde, bemerkt ein auswärtiges Blatt in nicht mißzuverstehender Absicht: „. . . Es wäre wohl an der Zeit, daß die israelitischen Lehrer sich aufrafften, und ohne jede Beeinflussung und Bevormundung fremder Kreise, einmütig eine Vereinigung deutscher Lehrervereine schaffen würden. Nur so können sie ihre Selbständigkeit, die augenblicklich sehr gefährdet erscheint, wahren. Die Zersplitterung, die eben herrscht, läßt von allen Seiten Sonderinteressen hervortreten, die mit den Interessen der israelitischen Lehrer nichts gemein haben." — Wir können zur Beruhigung der Leser jener Zeilen auf Grund vertraulicher aber authentischer Angaben mitteilen, daß von einer Gefährdung der Selbständigkeit der Lehrer oder gar von einer Bevormundung derselben nicht die Rede sein kann. Anderenfalls wären wir die letzten, die dazu geschwiegen hätten, wie wir die einzigen waren, die der ersten Mitteilung über das Eingreifen des Gemeindebundes nicht ohne Vorbehalt beigestimmt haben.

— Am 1. d. M. waren 40 Jahre verstrichen, seitdem der vielbekannte Syndikus der jüdischen Gemeinde, Herr Sekretair Ph. Wertheim, sein mühe- und ehrenvolles Amt hier übernommen hat.

— Am Mittwoch, den 26. Dezember veranstaltete das Mädchenstift, Münzstraße 23, das die Heranbildung von weiblichen Dienstboten zum Zwecke hat und durch die neulichen stürmischen Debatten in der Repräsentanten-Versammlung in den Vordergrund der Gemeindeangelegenheiten gerückt wurde, eine feierliche Chanukkabescheerung in Gegenwart zahlreich erschienener Damen statt. Nicht blos die jetzigen Institutszöglinge, sondern auch die bereits entlassenen und in Stellungen befindlichen Mädchen wurden bedacht. Nach einer sehr warmtönigen, zu Herzen gehenden Ansprache des Herrn Direktors Dr. Strelitz wurden den Mädchen die in Wäschestücken, Winterkleidern und Gebetbüchern bestehenden Chanukkageschenke überreicht. Helle Freude huschte über die fröhlich erglänzenden Gesichter der Beschenkten, eine Freude, die durch die innige Teilnahme der anwesenden Ehrendamen erhöht und gesteigert wurde. Tr.

*m. Der Verband israelitischer Wohlthätigkeits-Vereine und Stiftungen in **Hamburg** hat seinen Jahresbericht für das Jahr 1893 veröffentlicht. Danach gehörten Ende 1893 schon 24 Vereine dem Verbande an. Der Jahresbericht konstatiert, daß gerade in letzter Zeit sehr viele Vereine Einbuße an Mitgliedsbeiträgen erlitten haben, sowie daß unter Berufung an die schlechte Geschäftslage manche Mitglieder den Austritt angemeldet haben, während wiederum gerade infolge der schlechten Zeiten die Vereine mehr als sonst in Anspruch genommen werden und deshalb um so mehr auf Eingänge angewiesen sind. Werden aber erst die Reservekapitalien der einzelnen Vereine angegriffen, so liegt die größte Gefahr für ihr Fortbestehen vor. Es fanden außer diversen Ausschußsitzungen fünf Delegierten-Versammlungen des Verbandes statt.

* r. Der Rechenschaftsbericht des „Vereins zur Unterstützung der Witwen und Waisen armer israel. Lehrer und Vorsänger **Württembergs**" liegt uns vor. Derselbe enthält zunächst" einen sehr warm gehaltenen Nekrolog, der dem Begründer des Vereins, dem verstorbenen Oberlehrer Leopold Liebmann zu Anfhausen gewidmet und von dem Vereinsvorstande unterzeichnet ist. Ueber den sonstigen Verlauf des abgeschlossenen Jahres bemerkt der Vorstand, daß der Mitgliederstand sich auf seiner Höhe erhielt und wie seither alle israel. Lehrer und Vorsänger des Landes umfaßt. Auch die Teilnahme der württemb. israel. Gemeinden und die Unterstützung der Gönner und Freunde blieb dem Verein ungeschmälert treu. Mit ehrfurchtvollstem Danke verzeichnet er vor allem das gnädige Interesse Seiner Majestät des Königs und die fördernde Huld Ihrer Majestät der Königin, deren sich der Verein wieder erfreuen durfte. Und so war er in der glücklichen Lage, abermals den reichen Betrag von über 1800 Mark an Unterstützungsgaben verteilen und dabei noch eine ansehnliche Summe seinem Grundstock zuführen zu können.

In den Septembertagen beteiligte sich der Unterstützungsverein an dem ehrenvollen Dienstjubiläum seines treuen Mitglieds N. Hähnlein, Lehrers und Vorsängers in Hall.

Die Vereinsversammlung am 15. Mai d. J. im Hotel Eisig in Stuttgart mußte sich durch den gleichzeitig stattfindenden Lehrertag die Einengung auf die notwendigsten Verhandlungsgegenstände gefallen lassen; sie beschränkte sich im wesentlichen auf die Kenntnisnahme des Jahres- und Kassenberichts per 1893/94. Anwesend war zum ersten Male Herr Kirchenrat Dr. Kroner, der dem Verein den Ausdruck wärmster Teilnahme übermittelte. — Wir wünschen dem Verein auch fernerhin den besten Erfolg.

* z An der Realschule der israelitischen Gemeinde (Philanthropin) in **Frankfurt a. M.** wird eine Aenderung im Unterrichtsplan vorbereitet, die allgemeines Interesse erwecken dürfte. Die schon seit langen Jahren beabsichtigte Aufhebung des Sonntagsunterrichts soll nunmehr erfolgen, und zwar wird der bisher am Sonntag erteilte Unterricht auf den Mittwoch-Nachmittag und Samstag zu solcher Zeit verlegt werden, in der kein Gottesdienst stattfindet. Der Samstagsunterricht wird nur solche Gegenstände betreffen, in denen auch nach streng religiösen Vorschriften unterrichtet werden darf. Durch diese Maßnahme wird es nun endlich gelingen, die großen Schwierigkeiten, die bisher aus dem Sonntagsunterricht erwuchsen, zu beseitigen. Vorstand und Ausschuß der israelitischen Gemeinde haben bereits diesen Beschlüssen des Schulrats zugestimmt. Die Schule wird noch eine Rundfrage an die Eltern der Schüler richten, um auch deren Ansicht zu hören, die voraussichtlich bejahend ausfallen wird, da es sich um eine die kommende Generation fördernde Maßregel handelt. — Hier in Berlin ließe sich eine solche Maßregel in den jüdischen Schulen infolge der ungeheuren Weitläufigkeit der Stadt nicht durchführen.

* m. Die Notwendigkeit einer anderweitigen Regelung des jüdischen Religionsunterrichtes, die wir an einer anderen Stelle dieses Blattes bereits betont haben, ist in der Provinz **Hannover** erfreulicherweise die Ursache einer Verfügung geworden, welche dem laisser faire in Sachen dieser Disziplin, soweit es den jüdischen Religionsunterricht betrifft, einen Riegel vorschiebt. Von besonderem Interesse ist in dieser Verfügung der folgende Satz, den wir voll unterschreiben können: „So wünschenswert es sein würde, wenn

sämtliche Eltern und Vormünder in der Ueberzeugung von der Wichtigkeit und Notwendigkeit eines geordneten regelmäßigen Religionsunterrichtes ihre Kinder und Pflegebefohlenen zum ordnungsmäßigen Besuche des Religionsunterrichtes aus eigenem Antriebe anhielten, so kann es doch den gesetzlichen Bestimmungen gegenüber schlechterdings nicht ihrer Willkür überlassen bleiben, ob sie die ihnen obliegende Pflicht erfüllen wollen. Vielmehr ist nötigenfalls nach den in der Schulordnung (§ 22) getroffenen Bestimmungen ungesäumt zu verfahren." Dieser Paragraph bestimmt, daß über die nicht gerechtfertigten Schulversäumnisse der Schulvorstand am Ende jedes Monats eine Liste bei der Obrigkeit einzureichen hat, und daß die erkannten Strafgelder der jüdischen Schulkasse zufallen.

*w **Der jüngste Chasan der Welt.** Wunderkind! — Vielmißbrauchtes Wort für allerlei unzulängliche Frühreife, welche von elterlicher Eitelkeit oder Habgier herangezüchtet wird. Es giebt heutzutage nur Wunderkinder und ein Kind, das keines wäre, das wäre erst das rechte — Wunderkind. Mit all' dem hat der 11jährige Junge nichts zu schaffen, von dem wir jetzt erzählen wollen. Der Korrespondent eines Wiener Blattes hatte Gelegenheit, ihn im privaten Kreise in Wien zu hören, und muß staunend von dem großen, musikalischen Talent berichten, das sich in ihm offenbart. Josef ist das Söhnchen des Chasans Rafael Rosenblatt aus Sadagora und selbst schon ein fertiger Chasan. Aber kein gewöhnlicher, sondern ein außerordentlicher, ein hinreißender Chasan. Sein Gedächtnis ist stupend, seine musikalische Sicherheit erstaunlich. Er kann heute schon fast alles, was sich in seinem Fache lernen läßt, und vieles, das sich nicht lernen läßt, das angeboren sein muß. In den Wirrgängen der orientalischen Melodik, in ihren weit verzweigten Koloraturen findet er sich ohne je zu schwanken zurecht. Sein Vortrag zeigt nicht eine Spur von Drill, nichts Eingepauktes, nichts Altkluges — das Bürschlein singt mit Geschmack, mit eindringendem Verständnis in die heiligen Textesworte — mit innigstem Gefühle! Wir können uns wohl denken, daß er an hohen Festtagen in weihevollen Momenten eine große Gemeinde bis zu Thränen rühren kann. Seine Stimme hat Kraft und guten Klang, das mezza voce behandelt er in polnischer Art, Kopf- und Gaumentöne desgleichen. Sein jüngeres Brüderchen assistiert ihm ganz geschickt und der Vater desgleichen. Wir zweifeln nicht an der großen Zukunft des Knaben, wenn derselbe zum weiteren Studium an- und vom frühzeitigen Broterwerb abgehalten werden kann.

* * *

* **Hier und dort.** Eine Abordnung des Arbeiter-Bildungs-Vereins in Worms überreichte Hrn. Lehrer Rothschild ein prächtig ausgeführtes Gedenkblatt in schöner Umrahmung als Zeichen des Dankes für die dem Verein durch seine wiederholten Vorträge in uneigennützigster Weise geleisteten Dienste. — Man schreibt uns aus **Preuß. Stargard:** Hierselbst verschied Dienstag den 25. Dezember nachts nach kurzem Krankenlager im Alter von 73 Jahren Hr. Rabb. Dr. Brann. Um dem verewigten Kollegen die letzte Ehre zu erweisen, waren außer seinem Bruder, dem greisen und ehrwürdigen Hrn. Rabb. Brann-Schneidemühl, die Herren Rabb. DDr. Grabowski-Konitz, Janowitz-Dirschau und Pick-Marienburg erschienen. Donnerstag Nachmittag um 5 Uhr fand in der stimmungsvoll geschmückten Synagoge die Trauerfeierlichkeit statt. Nachdem Hr. Kantor Rabbinowicz die entsprechenden Gebete vorgetragen, hielt als intimer Freund des Heimgegangenen Hr. Dr. Grabowski die Trauerrede. In beredter Weise entwarf er ein lebenswahres Bild von dem Entschlafenen, der als Seelsorger wie als Mensch durch seine edlen Geistes- nnd Herzensgaben und durch seine unermüdliche Pflichttreue eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete und so ein ehrendes, unvergeßliches Andenken in allen Kreisen, besonders in seiner Gemeinde, deren religiöser Führer er 32 Jahre lang war, sich gesichert. Hierauf widmete Hr. Rabb. Braun mit thränenerstickter Stimme seinem heimgegangenen Bruder einige Worte, die alle Herzen aufs tiefste erschütterten. Alsdann erfolgte die Ueberführung der Leiche nach dem Bahnhofe, um in Neumarkt (Schlesien), wo die Gattin des Verewigten ruht, beigesetzt zu werden. — Hr. Dr. Ludwig Rosenthal, bisher Prediger in Spandau, ist zum Rabb. an der Klaussynagoge in Mannheim ernannt. Hr. Dr. R. ist Schüler des Berliner Rabb.-Seminars. — Hr. Lehrer Grünwald ist von Nenstadt i. Od. nach Langen versetzt. — In Ratibor und in Stolp sind Litteratur-Vereine begründet worden. — In den beiden Strafanstalten des Großherzogtums Hessen, Marienschloß und Zellengefängnis Butzbach, befinden sich zusammen 500 Sträflinge, darunter 7 Juden, unter ihnen aber kein einziger wegen Meineides. Nun bilden die Juden des Landes 3½% der Einwohnerschaft. Nach diesem ziemlich genauen Prozentsatz dürften es noch einmal so viel jüdische Sträflinge sein. Und dieses günstige Prozentverhältnis besteht schon seit sehr, sehr lange! — Die „Israelitische Wochenschrift" in Magdeburg hat zu erscheinen aufgehört. — Man schreibt uns aus **Bendorf** a. R. Bei dem gestrigen Neujahrs-Anschießen setzte sich ein (antisemitischer) (?) Held unser Gotteshaus zum Ziele. Kurz vor zwölf Uhr ertönte ein, wahrscheinlich von Dynamit herrührender „Donner" ähnlicher Schall. Als Leute die Straße, in der die Synagoge liegt, betraten, bemerkten sie, daß an allen vier Frontfenstern eine große Anzahl Scheiben zertrümmert war. Auf die sofort erfolgte Anzeige begab sich der Hr. Bürgermeister nebst dem Synagogen-Vorstand an den Ort der ruchlosen That und stellten den Thatbestand fest. Hoffentlich gelingt es bald, des Thäters habhaft zu werden und ihm die verdiente Strafe zuteil werden zu lassen. — Es giebt Leute, vor denen in ihrer verblendeten Wut auch Heiligtümer vor Attentaten nicht sicher sind. Wohin soll das noch führen?! – Man schreibt uns aus der Rheinprovinz: In der nächsten Zeit gedenke ich, Ihnen über die bekannte Regierungsverfügung in Betreff der 6 monatlichen Kündigungsfrist und über die vorher nachzustehende Genehmigung der Regierung näheres zu berichten. Wir haben nämlich aus verschiedenen Orten diesbezüglich Gesuche an die Regierung in Trier gemacht. Heute teile ich nun noch mit, daß, wie ich gehört habe, sich eine Gemeinde (Osann, Kreis Wittlich, Reg. Bez. Trier) vor kurzem zur Annahme obiger Min.- Verf. bequemen mußte, da die Regierung ohne diesen Passus den Vertrag nicht genehmigte. So muß es kommen! — In der Sitzung des östr. Abgeordnetenhauses gelangte der Antrag Dr. Byk, den Juden in Galizien, die den Sabbat feiern, von der nunmehr gesetzlichen Sonntagsheiligung Ausnahme zu gewähren, mit einem Zusatzantrag, dasselbe auch auf die jüdischen Bewohner der Bukowina auszudehnen, mit 95 gegen 34 Stimmen zur Annahme. Auch das Herrenhaus nahm diesen Antrag mit großer Majorität entgegen. — In dem Berichte, welchen der ungarische Kultus- und Unterrichtsminister über den Stand des Unterrichtswesens während des Schuljahres 1893/94 dem Reichstage vorgelegt hat, findet sich auf Seite 16 folgender Passus: „Der Pariser Einwohner Baron Moritz von Hirsch hat für kulturelle Zwecke Ungarns, für dessen Arme und für die durch Elementarschäden betroffenen Einwohner im Wege der Frau David Bischitz den Betrag von 1,500,00 Gulden verwendet." — Der soeben erschienene Jahresbericht der „Jewish Colonisation Association" für das Jahr 1894 bekundet einen erfreulichen Fort-

schritt der Kolonien in Argentinien und bestärkt in der Zuversicht, daß das großartig angelegte Hülfswerk des Baron Hirsch den ungeheuren Aufwand an Mitteln und an Thatkraft reichlich zu lohnen und in stattlichem Gedeihen sich zu entwickeln verspricht.

Lose Blätter.

* **Die Form des Buchstaben „Jud"** (') ist bekanntlich nichts als ein runder, etwas starker Punkt. Nun sagte einmal ein Witzling: Dieser Buchstabe ist deshalb blos ein Punkt, weil ein Punkt den Juden am besten charakterisiert. Man drehe nämlich einen Punkt, wie man will, es bleibt ein Punkt, man stelle ihn, wohin man will, es bleibt ein Punkt, man nehme von ihm fort, es bleibt ein kleiner Punkt, man mache ihn größer, es wird ein großer Punkt. — So auch der Jude, man drehe ihn, wie man will, es bleibt ein Jud, man stelle ihn, wohin man will, es steht ein Jud da, man mache ihn kleiner, es bleibt ein „kleiner Jud", mau mache ihn größer, es bleibt ein „großer Jud".

* **Anno dazumal. . .** Ein mit weltlichen Dingen sehr unbekannter Rabbi fand eines Morgens sein Lehrzimmer leer. Nachmittags kamen die Jünger an. „Warum bliebt Ihr heut' morgen aus?" — „Rabbi, wir wollten das Dampfschiff sehen, das zum ersten Male auf dem Fluß fuhr." — „Ihr Thoren," antwortete der Rabbi, „das hättet Ihr doch hier auch sehen können: denn neulich ist auch der Luftballon gerade vor meinen Fenstern vorbeigeflogen, wird das Dampfschiff auch daher kommen". — Derselbe wunderte sich nach der Schlacht von Jena gar sehr, daß man in Berlin so viel Furcht vor den Franzosen hatte. „Mein Gott," sagte er, „so viel Soldaten wird doch der König behalten, daß er sie vor das Brandenburger Thor stellen kann, und dann können doch die Franzosen nicht herein."

* So groß war die Gerechtigkeitsliebe der alten Rabbinen, daß, als ein Rabbi einst in einem Prozeß an einem fernen Orte ein Urteil fällen sollte, wohin er in einem Nachen über einen Fluß setzen mußte, und jemand ihm die Hand reichte, um bequemer aus dem Kahn zu steigen, und es sich zeigte, daß dies einer der Parteigänger war, der Rabbi erklärte, kein Urteil abgeben zu können, weil er für diese Partei vielleicht nun schon etwas eingenommen sei. — Es ist dies schon lange her.

Wochen-	Dec. 1894.	Tebeth 5655.	Kalender.
Freitag . . .	4	8	(Sabb.-Anf. 4,09)
Sonnabend . .	5	9	ויגש (Sabb. Ausg. 4,54).
Sonntag . . .	6	10	
Montag . . .	7	11	
Dienstag . . .	8	12	
Mittwoch . .	9	13	
Donnerstag . .	10	14	
Freitag . . .	11	15	

Briefkasten.

☞ Nächste Nummer unseres Blattes wird an die geehrten Expeditions-Abonnenten unter **Nachnahme** gesandt werden. Wir bitten die Sendung anzunehmen.

Titel und Inhalts-Verzeichnis wird binnen der nächsten Nummern beigelegt werden.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 4. Januar, in allen Synagog. Abends 4¼ Uhr.
Sonnabend, den 5. Januar in der alten Synag. Morg. 8½ Uhr, in den übrigen Synag. Morg. 9 Uhr.
Predigten Vorm. 10 Uhr: Neue Synag. Hr. Rabb. Dr. Rosenzweig.
Jugendgottesdienst Nachm. 3½ Uhr: Neue Synag. Hr. Rabb. Dr. Stier.
Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr. Synag. Morg. 7 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr. Synag. Morg. 7½ Uhr. Abends in allen Synag. 4 Uhr.
Sitzung der Repräsentanten-Versammlung. Sonntag, den 6. Januar Vorm. 11 Uhr, im Sitzungssaale Oranienburgerstr. 30.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.